

Willi Schmidt

Es geschah in Thomasberg

Strücker Geschichten



Hinweis: Der Text des Buches war ursprünglich nach alten, mir vertrauten Rechtschreibregeln in den Computer eingegeben. Inzwischen ist die neue Rechtschreibung so gefestigt, daß ich mich bemüßigt sah, den Text nochmals durchzusehen und entsprechend umzustellen. Möglicherweise ist dabei einiges an Altgewohntem hängen geblieben. Dafür bitte ich vorsorglich um Verständnis und Verzeihung.

Willi Schmidt

Herausgeber: Bürgerverein Thomasberg

Fotos: Bürgerverein und Privatbesitz

Druck: Götzky Drucke GmbH, Bonn

Inhaltsverzeichnis

Teil 1 : Ergänzendes über die Strüch	5	Im Haus und Garten	60
Ein denkwürdiger Tag	6	In Feld, Wald und Flur	63
Eine kleine Chronik von Thomasberg	8	Wintertage auf der Strüch	66
Die Strücher Orte im Wandel der Zeit	14	Unsere Mutter	68
Einwohnerzahlen	15	Unser Vater	69
Hitze, Dürre, Sturm und Wolkenbruch	22	Onkel und Tanten	73
Die Notizen des Christian Otto aus Steinringen	24	O du fröhliche	77
Das Tagebuch des Bernhard Gast	28	... und die anderen Festtage	79
De Matthias	34	Beim Bauern	82
Sonntag für Sonntag (in Oberpleis)	36	In derSchule	84
Und auch in Heisterbach	39	Kirmes und andere Feste	89
Teil 2 : Opas Erinnerungen	46	In der Landhilfe	94
Resis Geburtstag	47	Der Weg zur Post	97
Aus der frühen Kindheit	56	Bei der Post	99
De Jehs ömpöhle	57	Bei der Post	100

Lang, lang ist's her ...

Dass diese Steinbrucharbeiter auf der Perlenhardt ihr Betriebsfest feierten. (Mit einem kleinen Pfeil gekennzeichnet ist der Strücher Steinmetzmeister Heinrich Otto aus Bennert



Strücher Geschichten

Teil 1

Ergänzendes zur Chronik von Thomasberg

1993 hat der Bürgerverein Thomasberg meine Chronik von Thomasberg „Die Strüch“ herausgegeben. Glücklicherweise war ich über das durchweg positive Echo aus der Leserschaft, vor allem aber, dass mir danach Daten und Fakten zugänglich wurden, die einige Angaben in der Chronik, die ich selbst als „wackelig“ eingestuft hatte, eindeutig als richtig bestätigten und andere wertvoll ergänzten. Aber auch einige Fehler gab es hierdurch einzugestehen, gottlob nur Kleinigkeiten. Das alles habe ich über eine Artikelserie in der Siebengebirgs-Zeitung den Lesern der Chronik mitzuteilen versucht. Die Serie trug die Überschrift „Eine kleine Chronik von Thomasberg.“

Und jetzt bin ich froh, daß ich das meiste, auf jeden Fall das wichtigste davon auch in diesem Büchlein unterbringen kann.

Ein denkwürdiger Tag

Man schrieb den 1. Mai 1865. Der Gastwirt Theodor Rath trat mit stolzgeschwellter Brust aus der Tür, die zu seiner Gaststube und zu seiner Privatwohnung führte. Seine Frau hatte ihn „jestierz“, also feingemacht, auf dass er den Bürgermeister Heuser würdig begrüßen könnte, der mit seiner Dienstkutsche von Stieldorf nach Kuxenberg gekommen war. Ein Vertreter des Landrats war auch schon eingetroffen, ebenso einer von der Königlichen Regierung in Köln, beide mit der zweispännigen Postkutsche, die seit einem Jahr zwischen Bonn - Oberkassel - Dollendorf - Oberpleis verkehrte. Es hatte tags zuvor geregnet, doch die Straße vor seinem Hause, die man 1857, also vor knapp 8 Jahren, von Grenselbitze nach Ittenbach so ausgebaut hatte, daß ihre Tragfähigkeit sogar für schwere Geschütze des preußischen Militärs ausreichte., die war fest und schon wieder trocken. Die ausgeschotterten Stellen hatte man mit Splitt aus dem nahen Steinbruch der Firma Adrian sorgfältig verfüllt.

Der Heisterbacherrotter Ortsvorsteher Christian Henseler war zu Fuß gekommen, mit ihm der Lehrer Hesseler von der dortigen Schule, der 70 seiner bisherigen Schüler, die aus dem Strücher Bereich kamen, an die neue Schule in Kuxenberg abgeben musste, was für ihn mit einer Gehaltseinbuße von 13 Thalern verbunden war. Die Oberpleiser Schule ward weniger arg betroffen, sie stellte nur 31 ihrer Schüler ab, musste dann aber auch eine Klasse „eingehen lassen“. Für sie nahm Oberlehrer Gabriel Flink an der Feier teil, desgleichen der Oberpleiser Curatvicar Martin

Josef Pütz. Die beiden hochwürdigsten Herren, Pfarrer Johann Hertel aus Oberpleis und Pfarrer Simar aus Niederdollendorf, der eine zuständig für die Schulaufsicht in Oberpleis, der andere in Heisterbacherrott, waren natürlich zuvorderst da und sonnten sich in der Ehrerbietung der Leute, die sich als Zaungäste zu diesem wichtigen Tage eingefunden hatten. Man feierte die Gründung des Schulbezirks Kuxenberg.

Drinnen im Saale, den Rath als Tanzsaal gebaut und jetzt rechtzeitig (Rath war Mitglied im Gemeinderat) für 60 Taler Jahresmiete der Gemeinde als provisorischen Schulraum überlassen hatte, hockten die Kinder eng an eng, die Hände brav auf den Tisch gelegt und seit einer Weile mucksmäuschenstill. Es hätten 101 Kinder sein sollen, 70 davon hatten, wie gesagt, bisher die Schule in Heisterbacherrott besucht, 31 in Oberpleis. Doch wie immer fehlten auch heute einige. Stets waren welche krank, und dass immer wieder Schulkinder an Schwindsucht, Typhus und ähnlich bösen Krankheiten starben, war damals nicht außergewöhnlich.

Die Honoratioren betraten den Schulsaal. Der aufgeregte Lehrer Gierlich, der erste Lehrer an der neuen Schule, begrüßte sie und ließ dann ein patriotisches Lied singen. Die Herren schmunzelten gnädig und gaben Beifall.

So oder so ähnlich muss es gewesen sein, als der Schulbezirk Kuxenberg in der Gemarkung Hassenpohl - die Strüch! - aus der Taufe gehoben wurde. Die genannten Namen und Fakten sind historisch gesichert, d.h. sie passen in das Jahr 1865 (ob sie alle dabei waren, kann ich natürlich nicht sagen).

Exakt 60 Jahre später: 1925 Lehrer Willnecker mit dem 5. und 6. Schuljahr in der Schule zu Thomasberg



Eine kleine Chronik von Thomasberg

Den nachstehenden Text hatte ich als Entwurf für eine Rede auf der Jahreshauptversammlung 1996 des Thomasberger Kirchenchors vorgesehen. Ich war von Franz Bellinghausen, dem Vorsitzenden, bei einem zufälligen Treffen unverbindlich gefragt worden, ob ich dort einen Vortrag halten könne, über die Strüch oder sowas. Ich habe damals darum gebeten, davon abzusehen, weil ich mich mit öffentlichen Vorträgen immer schwer täte. Nur für den Fall, daß er nichts anderes fände, würde ich einspringen. Das brauchte ich dann nicht. Vorsorglich hatte ich mir aber schon einen Text zusammengestellt, den ich jetzt hier nahezu unverändert verwenden kann:

„Sehr geehrter Herr Pastor, liebe Mitglieder des Kirchenchores, ich soll hier etwas über Thomasberg erzählen. Mit Franzl war ich einig, daß die eingeborenen, also die echten Strücher, wie die urwüchsigen Thomasberger sich auch heute noch gerne und stolz nennen, inzwischen deutlich in der Minderzahl sind - sozusagen eine ethnische Minderheit. Und Franzl meinte, daß die anderen, die Zugezogenen, nur unzureichend über unsere Heimat Bescheid wüssten.

Nun habe ich in den letzten Jahren allerdings bemerkt, daß viele, wenn nicht die meisten der Zugezogenen, trotz mancher anfänglicher Sprachschwierigkeiten, man denke nur an

- *kauche, stauche, Möß un Dröß, eiße, klaafe un schwade, trecke un deue*

- *an Knurschele, Brohmele, Hompele, Wolpere, Komkommere, Schafuel un Ketteplöck*
- *un rühresnoh hätt ich Tölleme Äpelsqueck, Dännefupp un Bonnestrüeh verjesse*
- *oder och de Knierzendreßer, de Jaujitscher un de Jöet un de Pätsche*

inzwischen so gut wie echte Strücher geworden sind. Sie haben sich integriert, sie fühlen sich wohl. Das wiederum beweist, was für ein weltoffenes Völkchen die eingeborenen Thomasberger sind! Die nehmen alle mit offenen Armen auf, integrieren alle, drücken alle an ihre Brust - angenommen vielleicht die Heisterbacherrotter. Mit denen, also den „Leddeköpp“ verbindet die alten Thomasberger eine Art Hassliebe, deren Ursprung keiner so recht kennt. Fritz Müller, der langjährige Heisterbacherrotter Bürgermeister, sagte mir bei meinen Recherchen für die Thomasberger Chronik, daß es die feindseligen Zwistigkeiten zwischen den beiden Dorfgemeinschaften gegen Ende des 20. Jahrhunderts wohl noch nicht gegeben hat, denn damals hätten Strücher Bürger noch Geldspenden für den Heisterbacherrotter Kirchbau beigesteuert. Das habe ich dann auch so in die Chronik „Die Strüch“ hineingenommen. Inzwischen sind mir aber Zweifel gekommen, denn erstens waren es nur wenige Strücher, die Geld spendeten, und zweitens taten die das gewiss nicht den Heisterbacherrottern zuliebe, sondern zu Ehren des heiligen Judas Thadäus, dessen wohlwollende Wunderkraft man sich selbst bei diesem - für einen Heiligen dieses Formats eigentlich unmöglichen - Standort sichern wollte.

Sei es wie es sei. Ich habe jedenfalls in meiner Kindheit noch gelernt, daß ein waschechter Strücher zwei Erbfeinde hat. Das eine waren Frankreich und die Franzosen, das lernten wir beim Lehrer Hardes in der Schule und galt für alle Deutschen, und das andere waren eben die Läddeköpp. Und wenn ich gelegentliche Äußerungen von meinen Thomasberger Wanderfreunden richtig deute, dann wirken Reste dieser abgrundtiefen Abneigung auch heute noch nach. Und ob da ein gemeinsamer Pastor so schnell etwas dran ändern kann? Ich weiß et nit, würde Konrad Beikircher sagen..

Damals, in meiner Kindheit, wurde jedenfalls schon mal ein Handballspiel zwischen Thomasberg und Heisterbacherrott wegen eingetretener Schlägerei abgebrochen. Und erst die herrlichen Saalschlachten auf der Heisterbacherrotter Kirmes! Wir Kinder lauschten mit Stolz und Begeisterung, wenn Augenzeugen erzählten, wie Strücher Burschen, z.B. die Röttgens- und die Zensbrüder und andere, in vorgerückter Stimmung den Kirmesball der Leddeköpp aufgemischt haben. (Zur Ehrenrettung der Genannten sei gesagt, daß sie darin aber nicht einseitig waren, sie taten das auch z.B. in Ittenbach bei den Heudrängern.) Und in der Woche nach einem solchen Großereignis mußte mein Vater als Amtsbote von Oberpleis den Sündern die Vorladungen zur Vernehmung im Bürgermeisteramt zustellen.

So geartet wird jeder gebürtige und darum eingefleischte Strücher gerne glauben, daß seine Urahnen die Sigambren waren, jener aufsässige und streitlustige Germanenstamm, der um die Zeitenwende tatsächlich hier in der Gegend gelebt hat, und mit dem die Römer von der anderen

Rheinseite so ihre Molesten hatten. Aber ob je einer von den Sigambren jemals hier auf der Strücher Höhe war und ob gar die alten Germanen, wie uns der Geschichtslehrer Hardes beibrachte, wirklich auf dem Ölberggipfel eine Thingstätte hatten oder, wie andere meinen, am Kleinen Ölberg oder vielleicht am Stuß, das alles wird wohl ewig das Geheimnis der Geschichte bleiben.

Und ob der Ölberg früher wirklich wirklich Auelberg geheißen hat, benannt nach dem von Karl dem Großen gegründeten fränkischen Auelgau, oder ob der Name nur eine Verballhornung des spätmittelalterlichen „Ohlbrich“ ist, mag ebenso umstritten bleiben. Ich selbst glaube an den Auelberg. (An dieser Stelle muss ich eine Sünde beichten, eine schwere sogar: In der Chronik von Thomasberg „Die Strüch“ habe ich im Abschnitt über den Ölberg bei der Nennung der dort tätigen Gastwirte einige glatt unterschlagen. Richtig ist, daß im Jahre 1834 ein Dominikus Haupt auf dem Ölberg die erste Wirtshütte errichtete. Er eröffnete sie zu Pfingsten, einem besonders günstigen Tag, denn damals strebten die Städter zu Pfingsten in Massen auf's Land. Umstritten ist, ob dieser Dominikus Haupt aus Ittenbach oder von Bennert kam, für beides gibt es Anhaltspunkte. Nach Dominikus Haupt wurde jemand namens Gielgen Wirt auf dem Ölberg. 1873 erwarb der Verschönerungsverein das Gasthaus und verpachtete es 1877 an August Stauf aus Ittenbach. Nach ihm kam Wilhelm Dahm, ehe die Wirtschaft 1919 an Wilhelm Steeg überging, der das Gasthaus von Grund auf erneuerte und vergrößerte. 1956 übernahm Steegs Schwiegeronkel Hans Prinz die Nachfolge.)

Als historisch gesichert gilt dagegen, dass der Bellinghauser Hof die erste Ansiedlung im Strücher Bereich war. Er ist das Stammhaus der Hofs, der Hendrichs, der Pittesch, der Auelspittesch, und was es sonst noch an Leuten namens Bellinghausen gibt, die heutzutage bis nach Amerika verstreut sind. Es waren angesehene Geschlechter, bedeutende Leute mit bedeutenden Ämtern. Es waren Schöffen, Beigeordnete, Landsturmfotzifiziere usw. usw. Und einer von ihnen, ein Nachkomme, ist sogar Vorsitzender des Thomasberger Kirchenchors geworden. A la Bonheur!

Meine Damen und Herren, wenden wir uns jetzt aber der eigentlichen Geschichte der Strüch zu, deren Geburtsdatum man getrost auf den 1. Mai 1865 ansetzen darf. Damals wurden auf Drängen der Königlichen Bezirksregierung zu Köln und des Landrats in Siegburg 15 Dörfer im hiesigen Bereich zu einem neuen Schulbezirk in der Gemeinde Oberpleis zusammengefasst. Man nannte ihn den „Schulbezirk Kuxenberg“, obwohl das Schulgebäude nie im kleinen Ort Kuxenberg gestanden hat, auch nicht der Saal des Gastwirts Theodor Raths, den man bis 1883 als Schulsaal für die Strücher Kinder benützt hat.

In der Thomasberger Chronik steht noch, dass nicht exakt festzustellen ist, wann dieser „Schulbezirk Kuxenberg“ offiziell in „Schulbezirk Thomasberg“ umbenannt worden ist. Heute, nach weiterem Aktenstudium, bin ich sicher, daß das 1920 geschah.

Man brauchte zwar schon ab 1900 immer öfter, auch behördlicherseits, den Namen Thomasberg, ausschließlich aber erst seit 1920. Der hiesige

Schulbezirk existierte also offiziell von 1865 bis 1920, also 55 Jahre unter dem Namen „Kuxenberg“ und dann noch 49 Jahre, also bis 1969 unter dem Namen Thomasberg. Er hat insgesamt 104 Jahre bestanden, und in dieser Zeit ist das ausgeprägte Strücher Identitäts- und Zusammengehörigkeitsgefühl, das Strücher Nationalempfinden, entstanden und gewachsen.

1969 wurde der Schulbezirk Opfer der „großen Schulreform in NRW von 1968“, mit der die alten, uns Alten lieb gewordenen ländlichen Schulstrukturen ziemlich plattgewalzt wurden - sicher notwendigerweise, ich will das nicht kritisieren. Ein bißchen nostalgische Wehmut sei aber trotzdem einem zugestanden, der acht Jahre dieses ehrgebietende Ziegelsteingebäude besucht hat und, ohne zu wissen, wie Realschulen und Gymnasien von innen aussehen, dort soviel gelernt hat, dass er es auch so beruflich zu was gebracht hat - dank den Lehrern Symnofsky, Harges, Felten und Co.!

Nun mussten Strücher Kinder auch schon vor 1865 in die Schule gehen, spätestens ab 1825, also ab Einführung der allgemeinen Schulpflicht in Preußen. Sie gehörten da zum Schulbezirk Oberpleis. Da aber die Oberpleiser Schule zu klein war, wurde ein Teil der hiesigen Kinder gastweise der Heisterbacherrotter Schule zugewiesen. Diese war näher gelegen und darum an sich günstiger. Nur wenn Christenlehre war, die hat sich der Oberpleiser Pfarrer nicht nehmen lassen, wurde es mühsam. Dann mussten die Kinder erst nach Heisterbacherrott, wohin nur einige lehmig-matschige Feldwege führten. Den Lauterbach mußten sie dabei überspringen, bei Hochwasser nach Regen fiel auch schon mal

einer hinein, und nach zwei Stunden ging es von hier zu Fuß nach Oberpleis, wo um 11 Uhr die Christenlehre begann. Mittags ging's nach Hause und nachmittags wieder nach Heisterbacherrott, weil auch nachmittags Schule war.

Das alles steht in einer Eingabe der Bürger der „Gemeinde Hasenpohl“, wie sich damals der hiesige Bereich innerhalb der „Sammtgemeinde Oberpleis“ nannte. Die Eingabe richtete sich an die Königliche Bezirksregierung und ist heute im Hauptstaatsarchiv NRW in Düsseldorf zu finden. Wenn man diese Eingabe vom 28. Januar 1853 liest, stehen einem Armut und Not der damaligen Bevölkerung hier in der Gegend bedrückend vor Augen. Geschildert wird, daß die meisten Kinder nur das an Kleidung haben, was sie auf dem Leib tragen, sie könnten also nach Regen nicht wechseln und würden deshalb oft krank. Schicke die Mutter ihr nass gewordenes Kind vorsorglich nicht in die Christenlehre, dann wäre der Herr Pastor böse. Und das, das grollende Stirnrunzeln des Herrn Pastors, muss den Leuten damals, so liest es sich zwischen den Zeilen, wie eine Vorstufe zum Fegefeuer vorgekommen sein. So groß war damals der Respekt vor der Geistlichkeit. Das waren noch Zeiten, Herr Pastor!

Die alten Akten geben aber auch her, wie gottserbärmlich die Schulverhältnisse damals in Oberpleis waren, sicher nicht nur dort! Meist gab es zuwenig Lehrer für zuviel Kinder. So berichtete Bürgermeister Fröhlich 1835 der oberen Schulbehörde, dass durchweg die erste Schulstunde schon vorbei sei, ehe der Unterlehrer die ihm zugewiesenen Kinder durchgezählt habe. Und in einem Bericht von 1836 heißt es, dass

in der Schule zu wenig Bänke und Pulte seien, so dass die Kleinkinder notgedrungen auf dem bloßen Fußboden sitzen müßten. Also war es schon von daher Zeit, dass die Strüch einen eigenen Schulbezirk bekam!

Ich habe schon gesagt, daß es 15 Ortschaften waren, die 1865 zum neuen Schulbezirk zusammengefasst wurden. In der Chronik steht noch 14, mit dem verschämten Hinweis, dass es auch 15 gewesen sein könnten. Für die Irritation, ob 14 oder 15, sorgte der Buschhof, der unter diesem Namen nie eine eigene Ortschaft war, wohl aber unter dem Namen „Busch“, vorher sogar „Ölbergbusch“. Dieses Busch wurde etwa um 1870 herum, vielleicht auch früher, mit dem Nachbarort „Gronewald“ vereint und gab dem neuen größeren Ort seinen Namen. Den Strüchern war das egal, sie blieben dabei: Der Ort im Süden, in Richtung Ittenbach, das war und blieb „Irone-wald“, und der abseits nahe Heisterbacherrott gelegene Hof, das war und blieb für sie der „Buschhof“. Und dass diese beiden ein gemeinsamer Ort seien namens Busch, das galt nur in der Schule und im Hochdeutschen, nicht aber im Bewusstsein der Leute.

Gronewald ist aber nicht der einzige Ortsname, der im 19. Jahrhundert einfach und irgendwie - ich weiß nicht wie - von der amtlichen Landkarte verschwand. Da gab es bei den Volkszählungen von 1816 und 1828 einen Ort namens „Mittelpütz“. Der taucht aber schon bei der Gründung des Schulbezirks, also 1865, nicht mehr auf; aber auch schon bei der Volkszählung von 1843 wurde er nicht mehr genannt. Dabei muss es ein sehr bedeutender Ort gewesen sein, denn nach

der Einwohnerzahl lag er gleich hinter Bennert und vor Steinringen. Aber auch hierfür habe ich inzwischen eine Erklärung: Bei den Volkszählungen von 1816 und 1828 gab es zwar noch dieses Mittelpütz, nicht aber die Orte Thomasberg, Limperich und Wiese. Die tauchten erst 1843 auf, jetzt aber gab es nicht mehr das alte „Mittelpütz“, und das lässt nur den Schluß zu, dass man vor 1843 dieses Mittelpütz in die drei neuen Orte aufgeteilt hat. Eine andere Erklärung finde ich nicht.

Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass bei den Volkszählungen in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Einwohnerzahlen nicht nach Personen sondern nach Seelen angegeben wurden. Jede Person hatte und war demnach eine Seele. Die Strücker haben diese Zählweise sogar noch in diesem Jahrhundert angewandt, nämlich bei der Festsetzung des Wassergeldes für die 1907 (Busch - Steinringen) und 1912 (übriger Bereich) erstmals installierte Wasserleitung. Da es damals noch keine Wasseruhren gab, wurde das zu zahlende Wassergeld pauschaliert nach Seelen und Großvieh festgesetzt. Später kam auch Kleinvieh hinzu. Jeder Seele und jeder Kuh wurde ein täglicher Wasserverbrauch von 50 Liter unterstellt, Kleinvieh begnügte sich mit 20. 1930 stellte man fest, daß es jetzt Mitbürger gab, die sich in ihrem Haus, man höre und staune, ein Badezimmer und / oder ein Klosett mit Wasserspülung leisteten. Die verbrauchten natürlich mehr Wasser. Also setzte man fest: Jedes Bad hat den Verbrauchswert wie zwei Kühe, jedes WC wie eine Kuh. Damit konnte man viele Jahre leben.

Völlig überraschend war für mich, beim Aktenstudium herauszufinden, dass die neue Schule nach dem Willen der Regierungsstellen ursprünglich garnicht auf dem Kuxenberger Höhenrücken gebaut werden sollte, sondern unten in Bellinghausen. Die Gemeindeväter aber widersetzten sich. Nicht dass die etwas gegen die Bellekese Buhre gehabt oder schon in überirdischer Weitsicht geahnt hätten, daß 78 Jahre später, also 1938, eine Autobahn dazwischen käme, oder 140 Jahre später, also im Jahr 2000 + X ein ICE, nein, sie hatten einfach kein Geld - jedenfalls nicht für sowas Schnödes wie eine neue Schule. Hätte sich damals die Regierung durchsetzen können, dann wäre es mit der Strüch bestimmt anders gelaufen, auf jeden Fall hätte der Name „Thomasberg“ nie eine übergeordnete Bedeutung erlangt.

Liebe Zuhörer, ich habe einen Teil von dem, was ich sonst noch sagen wollte, wieder aus dem Manuskript herausgestrichen, weil ich sonst die abgesprochene Redezeit sträflich überschreiten würde. So muss ich z.B. alles über die 1891 errichtete Heisterbacher Thalbahn (HTB) weglassen, die bis 1926 auch Personenzüge einsetzte und danach noch bis 1940 Basalt aus den hiesigen Steinbrüchen transportierte, und auch alles über das Strücker Steinbruchbähnchen, von der Bevölkerung liebevoll „et Flitschbähnchen“ genannt, das 1894 als Pferdebahn errichtet und ein Jahr später auf Lok-Betrieb umgestellt und etwa 1930 eingestellt wurde.

Die Basalt-Steinbrüche waren mehr als ein halbes Jahrhundert die Lebensgrundlage der Strücker.



Strücker (und benachbarte) Arbeiter, die den Ölberg-
rundweg bauten, in einer Arbeitspause. Es sind:

stehend v.l.n.r.: Schild aus Bellinghausen, R. Hermes, ?,
M. Koch, ?,

sitzend: P. Köchner, J. Bellinghausen, Chr.
Dietz, Ad. Röttgen, ?, ?, ?, W. Haachs, ?, ?, ...

Die ältestem und zugleich ergiebigsten Steinbrüche gab es auf dem Limperichsberg. Hier hatten schon die Zisterzienser von Heisterbach Basalt gebrochen. Mit und nach ihnen mühten sich Strücher Kleinunternehmer an diesem Berg. Sie brachten die Steine mit Ochsen- und Pferdekarren über den sog. Langemich nach Dollendorf. Am 22. August 1837 kaufte sich ein J.W. Dewald auf dem „Limberg“ bzw. „Limperich“ ein (erst ab etwa 1900 hieß es „Limperichsberg“); er verkaufte 1848 an die Firma Adrian in Oberkassel, die den Bruch bis zum Schluß, d.h. bis kurze Zeit nach Ende des 2. Weltkriegs betrieb. Die anderen Strücher Steinbrüche, die am Stüß, am Steinringer Berg und am Kuxenberg wurden überwiegend von der Firma Gebr. Uhrmacher aus Oberkassel betrieben, den Scharfenberg teilten sich Adrian und Bauer, letzterer aus Dollendorf..

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts mühten sich engagierte Naturschützer um die Einstellung des Basaltabbaus im Siebengebirge. Damit waren allerdings die betroffenen Steinbrucharbeiter ganz und gar nicht einverstanden, weil sie ihre ohnehin schon erbärmliche Lebensgrundlage hierdurch bedroht sahen. Selbst die Feindschaft mit Heisterbacherrott wurde jetzt vergessen. Man machte gemeinsame Protestversammlungen und Eingaben, und der Bürgermeister Komp von Oberpleis berichtete besorgt an den Landrat von Siegburg, daß durch diese Entwicklung die Sozialdemokraten in diesem strengkatholischen Land es inzwischen schon auf gefährliche 12 Stimmen gebracht hätten. Man sieht, auch damals schon gab es Spannungen zwischen Ökologie und Ökonomie, Gartzweiler II läßt grüßen. Jedenfalls verdankt es der Ölberg den Naturschützern im VVS (Verschönerungsverein für das Siebengebirge), dass es ihn in seiner heutigen Form noch

gibt. Der Steinbruch dort wurde Ende 1899 zugemacht, wie ich aus neuen Unterlagen jetzt zuverlässig weiß. Anzufügen bleibt, daß die Steinbrüche, besser die Tunnel zu ihnen, im März 1945 für viele Leute eine lebensrettende Bedeutung erhielten. Das aber würde für einen besonderen Vortrag reichen.“

Die Strücher Ortschaften im Wandel der Zeit.

Waren es nun 14 oder 15 Ortschaften, die am 1. Mai 1865 zum neuen Schulbezirk Kuxenberg zusammengefaßt wurden? Ehrlich gesagt: ich weiß es nicht genau. Die Verfügung der Königlichen Regierung zu Köln vom 28.11.1864, mit der die Einrichtung einer neuen Schule zu Kuxenberg angeordnet wurde, nennt 15 Ortschaften, darunter „Busch“ und „Gronewald“. Wir wissen jedoch, daß „Gronewald“, die Häusergruppe längs der Straße von Bennert nach Ittenbach, mit dem Ort „Ölbergbusch“ bzw. „Busch“, das ist der Flecken, auf dem später der Buschhof entstand, zur damaligen Zeit zu einem neuen Ort mit dem gemeinsamen Namen „Busch“ zusammengefasst worden ist. Ob das nun schon vor der Schulbezirksgründung geschah oder erst danach, bleibt auch nach vielen Vergleichen und Studien zweifelhaft.

Dass die genannte Königliche Verfügung nicht unbedingt als zweifelsfreier Beweis herhalten kann, ergibt sich aus einer weiteren Ungeheimtheit: Die Verfügung nennt nicht den Ort Bellinghauserhof, dafür aber Bellinghausen. Ob sich die königliche Behörde schlicht nur vertan

hat oder ob sie ausdrücklich nochmals darauf drängen wollte, dass Bellinghausen dazu gehört, weil dort das neue Schulgebäude errichtet werden sollte, wissen wir nicht. Dieser Plan mit dem Standort der Schule in Bellinghausen war noch nicht endgültig aufgegeben, doch hatte sich Bürgermeister Heuser schon dazu bekehrt, dass das noch zu errichtende Schulhaus in den Mittelpunkt gehöre, und der sei nicht in Thomasberg sondern in Bennert. Das schrieb Heuser 1864 in einen Bericht, und damit wollte er den Kuxenbergern wohl auch einen Dämpfer geben, weil die sich zuvor seinem Ursprungsplan mit Bellinghausen erfolgreich widersetzt hatten.

In einer alten Kartenskizze, die aus dem Jahr 1866 stammen soll, ist Busch als kleiner Flecken mit 1 Haus und 3 Einwohner an der Stelle eingezeichnet, wo wir heute den Buschhof finden. Das könnte darauf hindeuten, dass Busch und Gronewald dazumal noch zwei selbständige Ortschaften waren. Also ist 15 richtig! Wenn man jedoch die Entwicklung der Einwohnerzahlen der einzelnen Orte aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nimmt, kommen einem Zweifel. Bis 1843 stimmte alles noch, da hatte Gronewald so um die 20 Einwohner und Ölbergbusch bzw. Busch 9, doch schon 1843 wurden für letzteres 25 angegeben. Völlig verwirrend wird alles aber

im Jahre 1864, hier sind 59 für Busch und nur 6 für Gronewald eingetragen.. Diese Zahl kann nur bedeuten, daß hier schon Busch und Gronewald zusammengefasst waren. Was aber sollen die 6, die da noch für Gronewald übrig blieben? Vielleicht nur ein Vertauschen der alten Ortsnamen? Schade, dass ich für das alles keine Belege im Archiv der Stadt Königswinter gefunden habe. Vielleicht gibt sich mal ein Jüngerer die Mühe, in den Archiven zu kramen. Und solange sollten wir die Antwort auf die Quizfrage „Wieviel Orte wurden 1865 zum Schulbezirk Kuxenberg zusammengefaßt?“ sowohl mit 14 als auch mit 15 als richtig anerkennen. Und wenn sich einer damit nicht zufrieden gibt, sagen wir getrost das wahrscheinlichste: es waren 15!

Dass der Ort „Mittelpütz“ so um 1830 - 1840 in die Orte Thomasberg, Limperich und Wiese aufgeteilt wurde wird durch die Einwohnerstatistiken ziemlich eindeutig belegt, denn wie anders soll man erklären, dass „Mittelpütz“ seitdem in keiner Statistik mehr auftaucht, dagegen erstmals die genannten drei Orte.

Und jetzt wollen wir uns mit diesen Kenntnissen die Entwicklung der Einwohnerzahlen der Strücker Orte näher ansehen.

Einwohnerzahlen der Strücher Orte im 19. Jahrhundert

Name des Ortes	1816	1828	1843	1849	1864	1867	1871	1875	1895
Bellinghauserhof	12	12	17	16	17	20	15	23	13
Bellinghauserhohn	27	31	54	54	55	59	57	64	68
Bennert	83	93	157	136	177	198	179	191	177
Busch	-	-	-	29	59	65	60	61	78
Ölbergbusch	9	9	25	-	-	-	-	-	-
Gronewald	21	24	21	25	6	-	-	-	-
Grenfelsbitze	17	19	30	31	27	27	27	30	60
Harperoth	9	9	20	24	18	18	17	15	23
Kuxenberg	19	19	18	22	33	33	28	26	39
Limperi	s. Mittelpütz		-	4	10	10	5	4	5
Mettelsiefen	33	36	12	14	27	27	32	34	32
Mittelpütz	79	79	-	-	-	-	-	-	-
Pützbroichen	3	3	3	7	8	8	7	6	9
Sonderbusch	28	30	5 (?)	27	14	14	27	18	27
Steinringen	65	71	115	119	119	119	100	101	127
Thomasberg	s. Mittelpütz		35	37	19	19	16	29	39
Wiese	s. Mittelpütz		117	128	155	155	142	139	180

Die Zahlen für 1816, 1828, 1871 und 1895 sind Druckwerken entnommen, die im Siegburger Kreisarchiv unter Nr. 628 inventarisiert sind, verglichen und geringfügig berichtigt anhand der HStA-Akte LA Siegkreis Nr. 258.

Die Zahlen für 1843 habe ich von Bernhard Gast aus Oberpleis, die für 1849 von Willi Zerres aus Pleiserhohn, der sie einem von Pfarrer Hertel aufgestellten „Verzeichnis der der Pfarre Oberpleis zugehörigen Orte mit Entfernung zur Pfarrkirche“ entnommen hat. Die Zahlen für 1864 entstammen dem Archiv der Kath. Kirchengemeinde Oberpleis: „Seelenzahl der Ortschaften der Gemeinde Oberpleis“, ebenfalls von Willi Zerres mitgeteilt.

Der Ort „Mittelpütz“ wird ab 1843 nicht mehr aufgeführt. Das entspricht meiner Vermutung, dass hieraus inzwischen die Orte Limperich, Thomasberg und Wiese hervorgegangen sind. Nicht so logisch sind Schlussfolgerungen bezügl. der Verschmelzung der Orte Gronewald und Busch bzw. Ölbergbusch.

Die Zahlen für 1867 entstammen dem Archiv der Kath. Kirchengemeinde Oberpleis („Seelenzahl in den Ortschaften der Gemeinde Oberpleis“), mitgeteilt von Willi Zerres, Pleiserhohn.

Bei der Erhebung im Jahre 1871 wurden die Ortschaften nach ihrer Größe eingeteilt in Dörfer, Weiler, Gehöfte und Höfe. Die Strüch hatte damals 3 Dörfer (Bennert, Steinringen und Wiese), 6 Weiler (Bellinghauserhohn, Busch, Grenfelsbitze, Harperoth, Kuxenberg und Mettelsiefen), 2 Gehöfte (Sonderbusch und Thomasberg) sowie 4 Höfe (Bellinghauserhof, Gronewald, Limperich und Pützbroichen). Mit dem bei den Höfen angegebenen „Gronewald“ dürfte der Buschhof gemeint sein, zumal es einen Ort Gronewald nicht mehr gab, er war in Busch aufgegangen.

Einwohnerzahlen der Strücher Orte im 20. Jahrhundert

Name des Ortes	1905	1908	1910	1932	1935
Bellinghauserhof	16	16	17	20	29
Bellinghauserhohn	57	57	51	64	69
Bennert	192	192	195	222	273
Busch	89	88	81	83	90
Grengelsbitze	63	60	74	69	72
Harperoth	15	15	15	10	9
Kuxenberg	37	37	51	44	51
Limperichsberg	5	6	6	6	11
Mettelsiefen	16	16	34	19	18
Pützbroichen	7	7	4	3	2
Sonderbusch	34	23	21	15	15
Steinringen	176	176	154	144	164
Thomasberg	79	79	82	79	82
Wiese	217	217	225	246	232

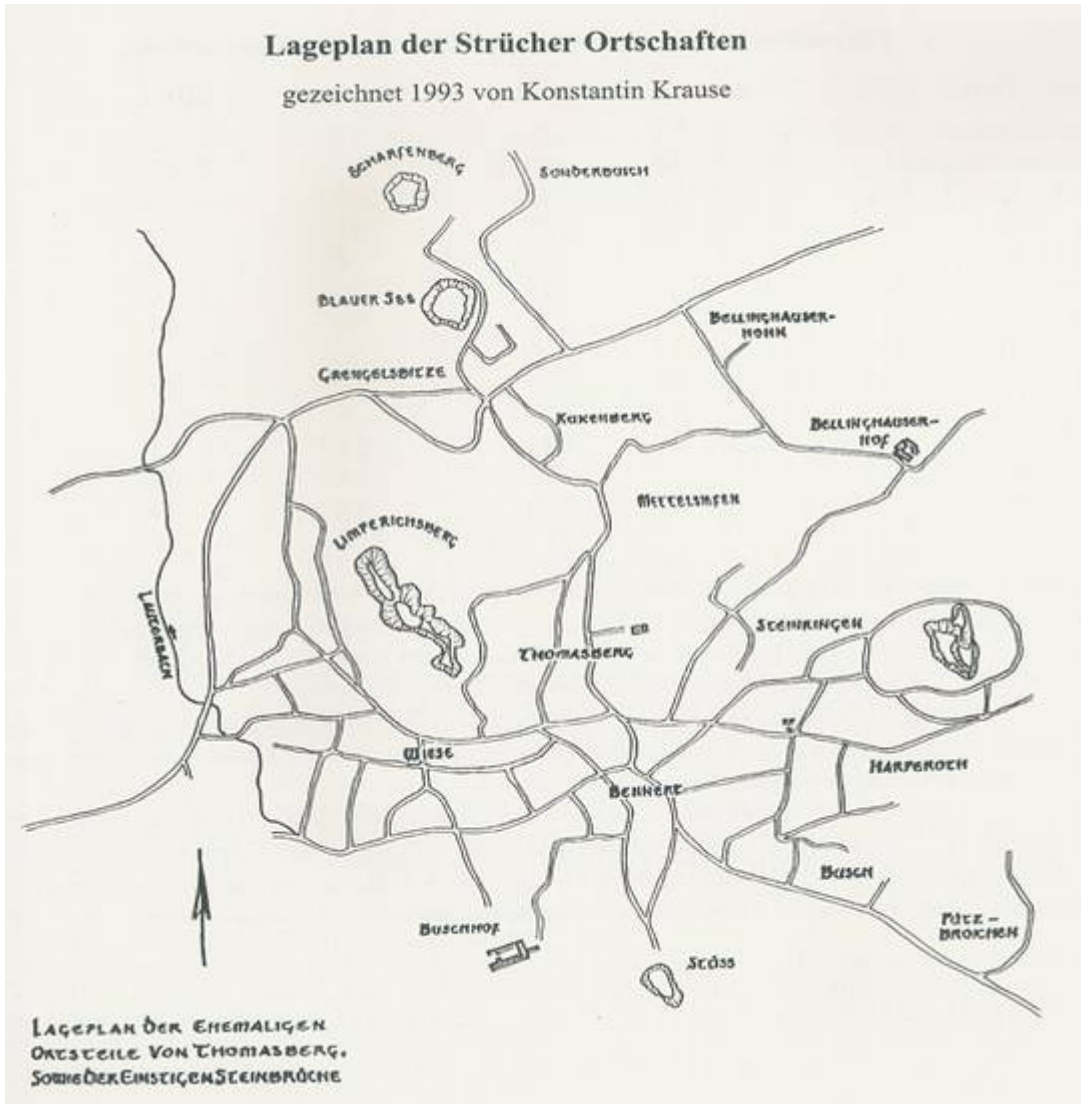
Die Zahlen für 1905 und 1910 sind den Ergebnissen der amtlichen Volkszählung entnommen, die für 1908 und 1932 entstammen Zählungen, die die kath. Pfarre Oberpleis vorgenommen hatte, veröffentlicht im „Katholisches Kirchenblatt für die Pfarrgemeinde Oberpleis“. (Sonderausgabe im Jahre 1936). Die Quelle für die Angaben betr. 1935 ist mir leider entfallen, daher stehen diese Zahlen etwas unter Vorbehalt.

Zählungen, die von der Kath. Pfarre veranlaßt bzw. durchgeführt wurden, enthalten naturgemäß nur die Zahlen der kath. Bevölkerung. Da es auf der Strüch aber nur wenige Einwohner anderer Glaubensrichtungen gab, können die Zählergebnisse durchaus zum Vergleich dienen.

Weisen einzelne Zahlenketten Sprünge auf, die unlogisch wirken, so dürfte das z.T. damit zu erklären sein, dass vermutlich den Zählern nicht immer die genauen Ortsgrenzen bekannt waren. Bei Sonderbusch ist zu vermuten, daß nicht immer die Ortsteile beider Gemeinden (Stioldorf und Oberpleis) zusammengezählt sind. Im übrigen dürften Fluktuationen (Zuzug und Wegzug) vorliegen, oder gar nur schlichte Fehler der Zählleute.,

Lageplan der Strücher Ortschaften

gezeichnet 1993 von Konstantin Krause



Prominente Strücher

Es wäre übertrieben, auf der alten Strüch jemand als prominent zu bezeichnen. Allenfalls die Hauptlehrer, in alter Zeit der Schonauer, der einen sagenhaften Bekanntheitsgrad besaß (selbst bei der Bonner Uni), und nach ihm der „Simm“. Und dann natürlich den Herrn Pastor. Einen solchen hatte man aber erst nach dem Krieg. Dann könnte man noch die Wirtsleute, die Geschäftsleute und die paar Bauern nennen, die von ihrer Buhrschaff lebten, doch wo soll man da anfangen und wo enden, ohne sich ordentlichen Ärger einzuhandeln. Lassen wir's also. Auf alle Fälle gehören der Fiens Hannes und der Belle Mattes dazu.

Name (bei Ehefrauen auch Geburtsname)	Otto
Vornamen (Eizusätze unterstreichen)	Johann
Geburtsdag	9. Juli 1878
Geburtsort (Land, Kreis)	Vettelhoven/Krs. Ahrweiler
Staatsangehörigkeit	deutsch
Größe	171 cm
Farbe der Augen	grau
Unveränderliche Kennzeichen	Versteifung des rechten Kniegelenks.



Unterschrift des Untert. *Joh Otto*
Oberpleis, den 24. NOV. 1952
Die Amtsverwaltung
Der Amtsdirektor
Arbeitsamt der Gemeinde
Unterschrift des ausstellenden Beamten

Ampt Oberpleis (Storkreis)
Ampt Oberpleis (Storkreis)

De Fiens Hannes

De Belle Mattes (Matthias Weber)



beim Besteigen eines Flugzeugs in Frankfurt (Main)



Das Geschäft in Mettelsiefen



Auf nach Thomasberg.

Am 2. Weihnachtstage findet im
Saale des Herrn Th. Rath's ein grosser

FEST-BALL statt.

Anfang 6 Uhr Erstkl. Jazzkapelle
Tanz 10 Pfg.

Am Neujahrstage veranstaltet in dem
selben Lokale der Junggelellten Verein Thomasberg ein

Neujahrs-Ball

Anfang 6 Uhr. Tanz 10 Pfg. Erstkl. Jazz.
Küche u. Keller bieten das Beste.
Es laden freundlichst ein:

Junggelelltenverein „Ein-
tracht“ Thomasberg

Leider ist nicht bekannt, in welchem Jahr dieses Plakat erschienen ist. Damals wurden die Festtagsbälle der Vereine teilweise durch das Tanzgeld finanziert, das in einer Tanzpause bei den Tänzern eingesammelt wurde.

Die „Baumus vom Jronewald“ hatten eine Dreifachhochzeit. Die Brüder Johann, Peter und Bertram Bellinghausen heirateten am 19.08.1918



Hitze, Dürre, Sturm und Wolkenbruch Naturkatastrophen im Siebengebirge.

Es mag sein, dass viele Naturkatastrophen in heutiger Zeit auf ökologische Sünden der Menschheit zurückzuführen sind. Aber wohl nicht nur. Denn seit alters her hat es Hitze-, Dürre- und katastrophal verregnete Jahre gegeben, die damals den Menschen sogar erheblich mehr zusetzten als heute, gar ihre Existenz bedrohten. Denken wir nur an die Hungerjahre des vorigen Jahrhunderts, hervorgerufen durch mehrere verdorbene Ernten, die viele Einwohner unserer Gegend aus ihrer angestammten Heimat trieben. Sie wanderten ins gelobte Land Amerika, dort auf ein besseres Leben hoffend. In der Thomasberger Chronik „Die Strüch“ sind eine Reihe dieser Schicksale aufgeführt.

In dieser Chronik sind auch mehrere Naturkatastrophen erwähnt, die ich den „Kirchweih-texten“ von Frau Symnofsky entnahm, weil mir hierfür keine andere Quelle zur Verfügung stand. Ich hatte keine Bedenken, die Schilderungen von Frau S., die sich wohl überwiegend auf mündlichen Überlieferungen, sicher auch zum Teil auf Aufzeichnungen in der inzwischen verschwundenen Schulchronik stützten, für die Chronik von Thomasberg zu verwenden, weil sich die überprüfbareren Teile als überraschend zuverlässig erwiesen. Und inzwischen habe ich die Bestätigung dafür gefunden, dass Frau S. auch über die schlimme Dürrezeit im Jahre 1893 richtig berichtet hat, sie hat lediglich das Jahr des Geschehens irrtümlich mit 1894 angegeben. In der Familienchronik der Familie Leven, die mir die langjährige Posthalterin von Lahr, Frau Leni Leven, auszugsweise zur Verfügung stellte, steht folgendes:

„... Die Ernte 1892 war seit vielen Jahren die reichste gewesen, doch mit Weihnachten begann zunächst ein kalter und schneereicher Winter. Bis Ende Januar schneite es fast täglich und es herrschte strenger Frost. Das neue Jahr brachte auch weiter nichts Gutes. Vom 20. Februar an hat es nicht mehr ernstlich oder vielmehr gar nicht geregnet bis Mitte Juli. An Viehfutter war nichts vorhanden, da die Kleefelder ganz ausgetrocknet waren und das wenige Gras in den Wiesen für Heu für den Winter benötigt wurde. Das Rindvieh wurde morgens in aller Frühe in den Wald getrieben, wo es, da auf dem Boden fast gar nichts zu weiden war, die Blätter von den Bäumen und Sträuchern fraß, so hoch es reichen konnte. Das Futter im Stall bestand aus abgeschnittenen Laub sowie aus alter Spreu und Abfällen von Heu und Stroh, was auf dem Heuboden und in der Scheune seit langen Jahren liegen geblieben war. Es wurde mit Kleie und Wasser vermischt gefüttert. Man muß sich wundern, daß das Vieh dabei überhaupt am Leben geblieben ist. Von Mai bis Dezember wurden fast jede Woche ein bis zwei Kühe im Dorf geschlachtet und sehr viel für Spottgeld verschleudert. Der Preis fürs Pfund betrug im allgemeinen 30 bis 40 Pf. Vieles ist dann noch durch die andauernde Hitze verdorben. So trocken wie das Jahr 1893 war, so naß war das Jahr 1894 und es gab wieder eine schlechte Ernte.“

Vom fürchterlichen Unwetter im Jahre 1903, von dem die Thomasberger Chronik berichtet, wurde der Vater von Frau Leven auf dem Weg von Königswinter nach Ittenbach überrascht, es war am Pfingstdienstag, dem 2. Juni 1903. Der Wolkenbruch dauerte „von 1 Uhr mittags bis 5 Uhr nachmittags“ und muß tatsächlich, wie ein erhalten gebliebener Brief eines Zeitzeugen dramatisch schildert, wie ein Weltuntergang gewesen sein. Frau Leven besitzt sogar noch ein Foto von dieser „Wasserkatastrophe im Siebengebirge“, nämlich von der eingestürzten Brücke der früheren Petersberger Basalt-Drahtseilbahn. Bei diesem Unwetter war der Lauterbach

zu einem brüllenden Fluß angeschwollen, der Bäume, Schober und ganze Häuser wegriss. Die Heisterbacher Talbahn war eine ganze Woche außer Betrieb. Am besten zitiere ich, mit freundlicher Genehmigung von Frau Rita Larisch, einige Stellen aus dem oben genannten Brief, den ihr Urgroßonkel, der Ölbergwirt August Stauf, am 3. Juni 1903 an seinen Neffen Heinrich schrieb. Er schildert zunächst seine Zufriedenheit mit dem Pfingstgeschäft auf dem Ölberg. 1100 Flaschen Bier und 500 Flaschen Wasser, von Limonade garnicht zu reden, habe er verkauft und fährt fort: „Es war aber auch an den Pfingsttagen so heiß hier, daß die Krähen japten, und das bringt Durst. Gestern hatten wir ein fürchterliches Wetter, wie Du und ich es noch nicht erlebt haben. ... Dass dabei sehr viele Sachen zu Grunde gehen, kannst Du Dir wohl denken. ... Dem Eudenberg sein Fügplatz stand der Straße gleich unter Wasser, so daß sämtliches Holz herumschwamm. In der Döttscheider Mühle ist dem jetzigen Pächter im Schlamm und Geröll eine Ziege umgekommen. ... In Wintermühlen sieht es noch viel schlimmer aus, da sind Mauern und Hecken fortgeschwemmt worden. ... In Königswinter sieht es noch grausiger aus, denn die Eisenbahn konnte nicht mehr fahren, denn die Geleise waren so verschlammt, dass die Räder nicht mehr rund gingen. Post und Telegraph konnten nicht mehr arbeiten, selbst der Zeitungsträger blieb aus. Möbel, die aus der Sonntagsmühle und aus dem Fahsbenders Haus fortgetrieben waren waren, haben sie auf dem Rhein mit Motorbooten wieder aufgefangen.

--- Von Königswinter abwärts stehen die Eisenbahnschienen und Schwellen hoch aufgerichtet in der Luft. Der Wallraf hat gesagt, es seien ihm wenigstens für 5 bis 6000 Mark verdorben worden. Dem Thiebes stehen 2 Waggon Kartoffel unter Wasser und auch Kleie und Kunstdünger. Am Petersberg hat der Blitz verschiedene Male eingeschlagen, sogar einmal in die Zahnradbahn. In Königswinter sagt man, sie könnten in 10 Jahren nicht soviel verdienen wie jetzt verdorben wäre.“

Aus etwas späterer Zeit ist der Wolkenbruch in der Nacht vom 11. zum 12. August 1936 zu nennen, bei dem der Auelsbach zu einem reißenden Fluß anschwellt. Hierfür bin ich selbst Zeuge und beschrieben habe ich das im zweiten Teil dieses Buches unter „Opas Erinnerungen“. Im September 1968 wurde unsere Heimat von einem ähnlichen Unwetter heimgesucht. Rinnsale wuchsen zu reißenden Bächen. In Sonderbusch gefährdete ein Erdbeben die Straße nach Stieldorf. Und die Straße von Thomasberg nach Ittenbach war stellenweise dick mit angeschwemmten Schlamm bedeckt. Ähnlich ging es zu bei der Überschwemmung des Auelsbaches am 8. Juli 1970 nach einem Wolkenbruch, bei dem die Wassermassen die Möbelfirma Brune bedrohten und das zur Hilfe geeilte Löschfahrzeug der Thomasberger Feuerwehr glatt in den Fluten versank.

Von den gelegentlichen verheerenden Stürmen nenne ich nur den von 1938, bei dem im hiesigen Staatsforst über 1000 Bäume entwurzelt wurden. Also hat die Natur auch damals schon gezeigt, daß mit ihr nicht zu spaßen ist. Und ökologische Sünden wird sie erst recht nicht verzeihen.

Die Notizen des Christian Otto aus Steinringen

Es muss ein Urahn der Otts von der Gaststätte Otto in Steinringen gewesen sein, der 1875 die ersten Eintragungen in ein schlichtes Notizbüchlein machte, das dann 117 Jahre später von meiner Schwester Resi auf dem Speicher der Gastwirtschaft Otto gefunden wurde. Resi suchte an sich nach alten Unterlagen vom Gesangverein, die auf dem Speicher deponiert waren und die ich für die Strücher Chronik auswerten wollte. Dabei fiel ihr das vergilbte Büchlein in die Hände.

Der ersten Eintragung zufolge lieferte am 4. Juni 1875 ein Robert Holz aus Mülheim folgende Spirituosen: 73 Liter „Klahren“, 38,5 l Korn, 38,5 l „Pitter“, 36,5 l Wacholder und 19 l „Hamburger“. Also führte schon dieser Urahn der Otts, der Christian Otto, eine Gastwirtschaft. Und was für eine! Schon anderthalb Monate später wurde nämlich bereits neu geliefert: 68,5 l Korn, 18,5 l Rum und 17,5 l Hamburger. Ob das alles beim „Otts Kreß“ verkasematuckelt worden ist ? Eigentlich unvorstellbar. Möglicherweise gehörte die Belieferung des Ölbergsteinbruchs und der Verkauf außer Haus mit zum Geschäft.

Den Bierkonsum in Otts Wirtschaft kann man aus Eintragungen eines späteren Jahres, es war vermutlich das Jahr 1900, zusammenrechnen. Von Januar bis Dezember wurden 1948 Flaschen Bier geordert, daneben 15 Fässer mit zusammen 257 Liter, wobei auffällt, dass damals die Faßgrößen offenbar noch nicht genormt waren, denn das ging von 17 bis 27 Liter pro Faß. Komisch ist auch, daß nur bis Juli

Bier in Fässern kam. Da von August bis Dezember aber nur 800 Flaschen eingangsgebucht sind, darf man die Vollständigkeit von Christians Buchführung ein wenig bezweifeln.

Am 29. Mai 1876 vermerkte Christian Otto, dass er Maurer „in Koß“ hatte, das „Koßgeld“ betrug pro Mann 8 Silbergroschen. Gemeint war natürlich „Kost“ und „Kostgeld“.

Wer weiß, was Christian dazu brachte, jetzt mit Eintragungen auf der letzten Seite des Büchleins zu beginnen und dann Seite für Seite rückwärts zur Mitte hin fortzusetzen. Aber auch vorne setzte er seine Eintragungen fort. Zum Schluß blieben in der Mitte des Büchleins einige Seiten leer. Wenn es auch schwer ist, das Buchungssystem des Christian Otto, falls er eines hatte, zu durchschauen, so kann man doch grob sagen: Im vorderen Teil des Büchleins sind überwiegend Daten vermerkt, die die Gast- und Viehwirtschaft betrafen, und im hinteren Teil die Abrechnungen mit irgendwelchen Leuten. So bezahlte ein Christian Haacks im Jahre 1885 einhundert Mark, wofür steht nicht dabei. Und an „Jahrlohn“ erhielten Johann Klein 210 Mark, Anna Brabender 55 Taler, eine Gertrud 35 Taler und Josef Schneider 25 Taler. 1895 bekam ein Peter 18 Mark im Monat und ein Wilhelm fürs Jahr 85 Thaler. Die „Thrina“ begnügte sich mit 50 Thalern. Anderen wurde „Kleidermachlohn“, „Drieflohn“ und Lohn für Pflügen und Eggen am Rankemich und am Scharfenberg berechnet. Außerdem war Holz gefahren worden.

1897 bezahlten Heinrich Kurenbach, Christian Weber, Anton Müller, Gerhard Schmitz, Engelbert

Simon und Theodor Weber „Brunnengeld“, sicher für die Mitbenutzung eines Brunnens.

1905 wurde für Wilhelm Otto 4 mal Heu gefahren, dafür kamen 3 Mark in Rechnung. Außerdem wurde für ihn gefrößelt (2 Mark), gepflügt (3 Mark) und Korn gefahren (3 Mark). Für Jakob Weber wurde 4 mal Mist gefahren sowie gepflügt und gefrößelt, dafür mußte er insgesamt 5 Mark bezahlen.

Die meisten Eintragungen betreffen das Führen der Kühe zum Stier bzw. der Ziege zum Bock, die Daten mussten auf jeden Fall nachgehalten werden. Mal wird die „alte Kuh“ erwähnt, mal die „junge Kuh“, mal die „rothe“, mal die „weiße“, mal die „schwarze“, dann die weiße Ziege und das Lamm.

Umfangreiche Bauarbeiten am Haus, offenbar Um- und Erweiterungsbauten, wurden in den Jahren 1915-1916 vermerkt. An Material wurden u.a. 7000 Schwemmsteine, für 716 Mark Pfannen sowie „Schienen, Asphalt, Cement, Eisen“ notiert. Der Zimmermann bekam 414 Mark und ein Langenfeld (vermutlich der Maurer) 1003 Mark.

Daß es der 1839 geborene Christian Otto war, der dieses Büchlein anlegte und über Jahrzehnte die Ereignisse in Haus und Hof darin vermerkte, das ergibt sich aus Eintragungen, die Christian aus einem unerfindlichen Grunde irgendwann mittendrin gemacht hat. Er notierte dort auf drei Seiten seine und seiner Familie persönliche Daten. Hieraus läßt sich die Familiengeschichte der Otts von 1800 an ziemlich exakt verfolgen.

Es beginnt mit Christians Vater Peter Otto, geboren am 01.04. 1801 und gestorben am 27.05.1882, und seiner Mutter Gertrud geb. Schmitz, die wohl früh verstorben ist, denn Christian benannte auch eine Stiefmutter, die Eva geb. Klasen, die aber schon 1862 verstarb. Sein eigenes Geburtsdatum sei, so sagt Christian auf der ersten Seite seiner diesbezüglichen Aufzeichnungen, der 27. August 1839. Auf der dritten Seite nennt er allerdings den 28. August. Vielleicht ist er einer der Fälle, bei denen die Geburtsanmeldung auf dem Standesamt am Tag nach der Geburt erfolgte und dann von einem nicht so aufmerksamen Standesbeamten mit diesem Datum als Geburtstag beurkundet worden ist. Das kam wohl öfter vor, denn mir ist ein weiterer derartiger Fall bekannt.

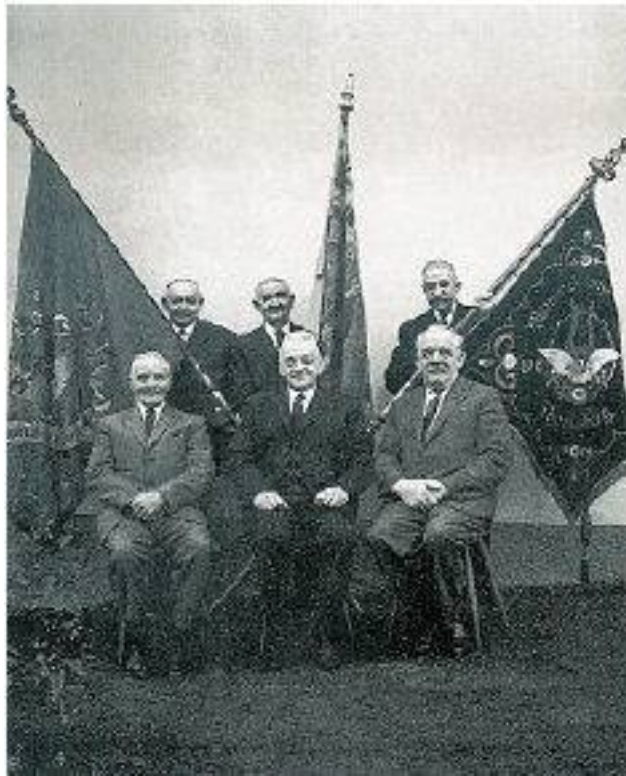
1865 heiratete Christian die drei Jahre jüngere Getrud Hochgeschurz, die Tochter von Peter Hochgeschurz und Getrud geb. Dübenbecker (die Schreibung des Geburtsnamens möchte ich allerdings anzweifeln, weil an sich „Düppenbecker“ in unserer Gegend geläufig war) . Mit ihr hatte er 1867 ein Kind, Gertrud, das aber nur knapp drei Monate alt wurde.

Am 11. April 1886 starb Christians Frau im Alter von noch nicht ganz 44 Jahren, und vier Monate später heiratete er zum zweiten Mal, diesmal eine 15 Jahre jüngere. Sicher brauchten Haus und Hof dringend eine Hausfrau. Christian notierte sachlich und nüchtern in seinem Büchlein: „Christian Otto und Katharina Assenmacher haben uns Einschreiben lassen den 12. August 1886. Geheirated Dienstag den 31. August 1886“:

Mit Ehefrau Katharina, geboren am 7. März 1857 in Pützbroich, Tochter von Heinrich Assenmacher und Helene geborene Burgwinkel, bekam Christian 5 Kinder, mehr hat er jedenfalls nicht im Büchlein vermerkt. 1887 kam Sohn Franz zur Welt, 1889 Tochter Agnes (die später den Heinrich Klasen heiratete), 1890 Tochter Margarete (die 1905 starb), 1892 Sohn Peter Joseph, der als „Otts Jüpp“ vielen heute noch lebenden Strüchern wohl bekannt war.

Jüpps Frau war die 1899 geborene Maria Müller, die Mutter von Maria, Franziska, Heinrich und Agnes.

Auf einer frei gebliebenen Seite des Büchleins hat jemand, vermutlich Otts Jüpp, mit Bleistift das Sterbedatum von Christian Otto nachgetragen. Es war der 15.08.1921.



Otts Jüpp in der Mitte der Senioren vom Thomasberger Männergesangverein
Vorne v.l.n.r. Bellinghausen (de Baumus), Otts Jüpp, J. Müller
Hinten v.l.n.r. Ferd. Schmidt, J. Klein, Matth. Bröl



Goldhochzeit Assenmacher

Tagebuchnotizen des Bauern Bernhard Gast aus Bellinghauserhohn.

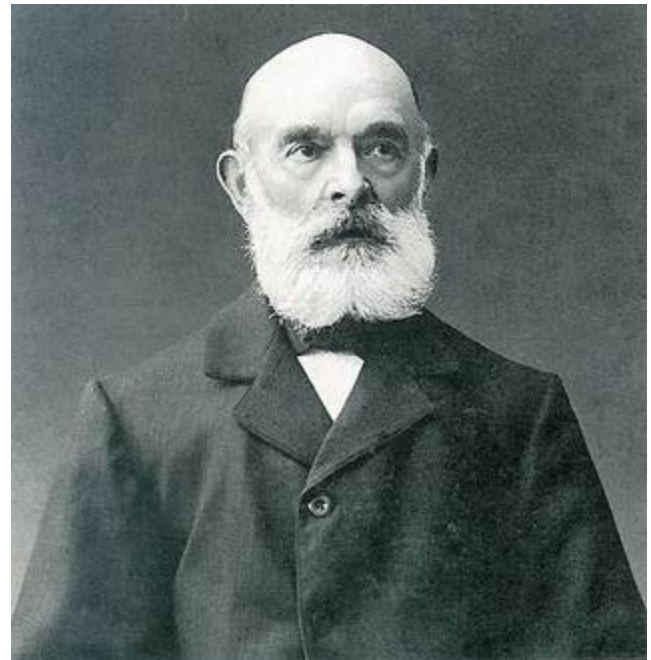
Nach dem Aufdruck zu urteilen hätte es ein romantisches Tagebuch werden sollen, doch der damals 64 Jahre alte Bellinghauserhohner Bauer Bernhard Gast (1846 - 1940) machte daraus ein nüchternes, ganz und gar unromantisches Notizbuch, vornehmlich für seine Abrechnungen mit seinem älteren Bruder Heinrich, dem er auf dessen benachbarten Anwesenaushalf, sicher weil er nicht mehr so recht konnte.

Er begann seine Notizen im Januar 1910. (Die Umschlagseite ist abgebildet. Der Fleck unten rechts kennzeichnet die Stelle, wo beim Beschuß im März 1945 ein Granatsplitter hineingeschlagen ist). Blättert man weiter, stellt man bald fest, daß auch der Bernhard Gast, ebenso wie 35 Jahre zuvor der Christian Otto aus Steinringen, das Büchlein zweigeteilt hat, indem er Notizen, die nicht seine Arbeiten für Bruder Heinrich betrafen, einfach hinten auf den letzten Seiten einzutragen begann. Es war eine Art „doppelte Buchführung“. Und da Bernhard auch mittendrin Unterabteilungen anlegte, sicher sparsamkeitshalber, denn ein extra Büchlein hätte nur Geld gekostet, kann man sogar von einem durchrationalisierten Allzweckjournal sprechen. Und wenn auch Bernhards Notizen überwiegend nur Arbeiten nennen, die er für Bruder Heinrich gemacht hat, so läßt sich hieraus doch leicht erkennen, wie damals das bäuerliche Leben auf dem Lande gewesen ist. .

Und wenn Bernhard mal nicht wußte, wie etwas in Hochdeutsch geschrieben wird, hat er einfach das Mundartwort "verhochdeutsch". So hat er z.B. Korn, Hafer und Weizen „gedreschen“, nicht

„gedroschen“. Und öfter hat er auf irgendwelchen Feldern „gefröbelt“. Wie sollte er das auch anders schreiben, kannte man doch kein hochdeutsches Wort dafür. Einen „Fröbelploch“ (einen mehrzinkigen Pflug zum Lockern von Böden) Kultivator zu nennen, darauf wäre damals keiner gekommen. Lassen wir doch einfach die Eintragungen eines Jahres Revue passieren, sagen wir vom 1. April 1910 bis Ende März 1911. Ich habe dabei aus Platzgründen alles ausgelassen, was für die Darstellung des bäuerlichen Lebens auf dem kleinen Hof in Bellinghauserhohn entbehrlich erschien.

Bernhard Gast



DATUM	Geleistete Arbeit	Mark
01. April	Wiese geeegt, 2 mal Jauche gefahren, Dünger gestreut	1,50
06. April	Auf dem Zehntfrei Hafer gesät 1 ½ Tag	6,00
12. April	Auf dem Hinzberg Hafer gesät, Jauche gefahren	4,00
16. April	Knollenfeld gefrößelt, geeegt, gewalzt und klein gemacht	4,00
18. April	Frühkartoffeln gesetzt auf der Herzleiter	2,00
02. Juni	½ Tag Mist gefahren auf dem Auel und eingepflügt	4,00
08. Juni	Gras und Luzerne Klee gemäht	3,00
22. Juni	Kartoffeln gejätet und gehäufelt, Boseroth und Herzleiter	4,00
23. Juni	Heu geholt am Hinzberg, auf der Herzleiter und am Zehntfrei	2,00
28. Juni	Am Hinzberg gepflügt und 2 x Jauche gefahren	2,00
11. Juli	Kartoffeln behäuft und Brachfeld gepflügt, Jauche gefahren	3,00
12. Juli	Rübsamen gesät, 1 Karre Sand geholt	1,00
10. Aug	Grasmähen Boseroth und Heu holen	3,00
16. Aug	Auel pflügen und Schwanzklee und Rotklee gesät	3,50
25. Aug	Kohlen geholt und Hinzberg 1 Tag gefrößelt und geeegt	4,00
09. Sept.	Jauche gefahren aufs Knollenfeld, Rübenkraut geholt	3,00
10. Sept.	Mist gefahren auf dem Scheid und Klee geholt	4,00
23. Sept.	Hafer eingefahren	2,00
28. Sept.	Herzleiter Kartoffeln ausgemacht und gefrößelt	3,00
04. Okt.	Kartoffeln ausgemacht und Zehntfrei Mist gefahren	4,00
08. Okt.	Korn gesät auf dem Scheid und am Hinsberg (2 Tage)	8,00
14. Nov	Im Boserother Feld gepflügt, letzte Karre Rüben geholt	2,00
22. Nov	Im Weierchen gepflügt Stoppelkleefeld	2,00
30. Nov	Am Hinzberg gepflügt - Brachfeld	3,00
07. Dez	Kleefeld gepflügt Zehnmorgen (Broichs)	3,00
12. Dez	2 Tage Jauche gefahren, Weizen und Hafer gedreschen	4,00
18. Jan.	Weizen gedreschen und reinmachen (2 Tage, 9 Sack)	7,00
15. Febr.	Holz geholt im Harttenbroich	2,00
22. Febr.	20 Ztr. Knollen geholt Bönnschenhof	1,00
23. Febr.	Holz gefahren beim Öhm und Backfrucht gedreschen	1,50
01. März	Korn gedreschen und reinmachen und andere Handarbeit	5,00
06. März	1 Karre Kohlen geholt	1,00
15. März	3 x Holz geholt am Ölberg	4,00
16. März	2 x Holz geholt am Keltersiefen	4,00
25. März	An der Chaussee Mist eingebaut und Jauche gefahren	3,00

Rechnung für den Gewinn der letzten Jahre...

6. für Pferde...	2 5
17. 18. Kauf des Stiers...	1 0
11. 12. Kauf des Kalbes...	2
17. Kauf des Stiers...	5
27. Kauf des Kalbes...	2
2. Kauf des Stiers...	7
3. Kauf des Kalbes...	2
17. 18. Kauf des Stiers...	3
19. Kauf des Kalbes...	1
22. Kauf des Stiers...	1
23. Kauf des Kalbes...	2
28. Kauf des Stiers...	5
29. Kauf des Kalbes...	5
11. Kauf des Stiers...	3
12. Kauf des Kalbes...	1
13. Kauf des Stiers...	2
14. Kauf des Kalbes...	5
15. Kauf des Stiers...	2
16. Kauf des Kalbes...	5
17. Kauf des Stiers...	2
18. Kauf des Kalbes...	5
19. Kauf des Stiers...	2
20. Kauf des Kalbes...	5
21. Kauf des Stiers...	2
22. Kauf des Kalbes...	5
23. Kauf des Stiers...	2
24. Kauf des Kalbes...	5
25. Kauf des Stiers...	2
26. Kauf des Kalbes...	5
27. Kauf des Stiers...	2
28. Kauf des Kalbes...	5
29. Kauf des Stiers...	2
30. Kauf des Kalbes...	5

Das Tagebuch

Wenden wir uns nun der 2. Abteilung von Bernhards Buchführung zu, die von ihm auf der letzten Seite des Büchleins begonnen und dann zurück zur Mitte hin fortgesetzt wurde. Das heißt, genau so war es eigentlich nicht. Es scheint eher, daß er für bestimmte Dinge irgendwo mitten im Buch auf besonderen Seiten Unterabteilungen anlegte, z.B. zum Notieren der Tage, an denen die Kühe zum Bullen geleitet wurden. Auch legte er Sonderkonten an, z.B. für fällige Pachtzahlungen. Und wenn ihm in einer „Abteilung“ kein Platz mehr verblieb, hat er nicht etwa ein neues Büchlein angelegt, das wäre zu teuer oder

vielleicht auch zu umständlich gewesen, sondern dort fortgesetzt, wo noch Seiten frei waren. Dass er damit spätere Chronisten in totale Verwirrung bringen könnte, war ihm dabei sicher egal.

Als allererstes hat Bernhard Gast auf der letzten Seite des Tagebuches ein Sonderkonto für seine Abrechnungen mit dem Schuster Adolf Otto aus „Cuxemburg“ (später verwandte er „Kuxenberg“) angelegt. Schon am 23. Dezember 1909 setzte er „50 Pfd. Stroh Flegeldrusch“ für 1,20 Mark in Rechnung. Hieraus ist klar zu erkennen, dass Bernhard die Schusterarbeiten nicht bar bezahlte, sondern mit Gegenleistungen (Pflügen, Kohlen holen, Kartoffeln liefern) verrechnete. Es blieben nur jeweils kleine Beträge auszugleichen. Dass er im Januar 1911 eintrug „Eine Karre Kiß geholt“, sei nur der Originalität wegen erwähnt.

Zwei Seiten davor beginnt eine Notizreihe „Kuhleiten“. Hier ist notiert, wann welche Kuh zwecks Paarung zum Stier geleitet wurde. Das beginnt am 10. Januar 1910 mit der Ella, dann war das Schwärzchen an der Reihe und Lottchen musste zwischen Juli und November sechsmal geleitet werden.

Bernhard spricht in seinen Notizen vom „Leiten“, nicht wie zuvor Christian Otto vom „Führen“ der Kuh. Gemeint ist dasselbe. In Mundart war der Ausdruck „de Koh lehde“ bzw. bei einer Ziege „de Jeeß lehde“ allgemein gängig. Da wusste jeder, daß da eine Kuh zum Stier bzw. eine Ziege zum Bock gebracht wurde, geführt an einer kurzen Leine. Wobei man auch noch wissen muß, das der Stier im Volksmund allgemein „de Ohs“, also „der Ochse“ hieß, obwohl ein wirklicher Ochse für das vorgese-

hene Geschäft wohl auch damals nicht taugte.

Neben Ella, Schwärzchen und Lottchen hatte der Hof noch „das weiße Rind“, „das schwarze Rind“, später „das Blöhmche“ und die „Rosa“, und irgendwann taucht auch noch eine namenlose „Rothe Kuh“ und eine „Weiße Kuh“ auf. 1913 war es eine „junge rothe Kuh“ und das „kleine schwarze Rind“. Dann verstreuen sich die Kuhleitnotizen auf andere Seiten des Buches. 1917 nannte man eine Kuh „Schimmel von Boseroth“. Der Chronist stutzte. War hier ein Pferd, eine Stute, zwischen die Kühe geraten? Doch dann fand sich, daß Bernhard am 17. August 1917 auf je einer besonderen Zeile „Schwärzchen“ und „Schimmel“ eingetragen hatte, jeweils mit dem Zusatz „Weilers Ochse“. Also war „Schimmel“ doch eine Kuh.

Damit ist aber Bernhards kunterbunte Buchführung noch nicht erschöpft. In mehreren verstreuten Unterkonten trug er unter der Überschrift „Consum Oberpleis“ (später schrieb er „Konsum“) den Bezug von Kunstdünger und Kraftfutter ein: Thomasmehl, Ammoniak, Palmkuchen, Kleie und ein Sack Gerste. Auch Kohlen und Brikett bezog er dortselbst, 1910 zweimal je 4 Malter. Dann verschwindet die Maßeinheit „Malter“, es wurde pro Karre berechnet, wobei, vergleicht man die Preise, eine Karre etwa viereinhalb Malter fasste.

Offensichtlich hatte Bernhard damals schon eine Reihe von Ackerparzellen gepachtet. So zahlte er Pacht an Arnold Palm und Heinrich Bellinghausen

in Bellinghausen, an Wilhelm Bellinghausen in Boseroth, an die Ww. H. Bellinghausen in Eudenbach, Peter Bellinghausen zu Haus Ley, Lehrer Franz Broch (auch schon mal Broich geschrieben) in Königswinter, Fräulein Gertrud Klein in Meiersseiten, Josef Mösler in Geislar und die Erben Revleaux. Insgesamt machte das 527 Mark an Pacht, die mußten erst mal reingeholt werden.

Eine Pachtsumme bekam in Jahre 1910 ein Franz Bellinghausen in Oberpleis, mit dem Zusatz „für Gertrud“. Einige Jahre später, exakt am 12.11.1916, finden wir eine Buchung „Pacht für Gertrud Bellinghausen, Bonn, Irrenhaus“. Es dürfte diese Gertrud aus Oberpleis sein.

Der Pacht empfänger Franz Broch in Königswinter ist vermutlich der Sohn von Anna-Sybilla Bellinghausen vom Hendrechts Hof in Bellinghauserhof, die 1862 den Johann Broch aus Knippggierscheid geheiratet und sicher Ländereien in der Bellinghauser Gegend aus ihrem Erbteil besessen hat. Und die Erben Revleaux waren zweifellos die Nachkommen des Heinrich Revleaux aus Steinenbrück und Anna-Eva geb. Bellinghausen vom „Pettesch Hoff“ in Bellinghauserhohn, also dem Großonkel und der Großtante vom Pettesch Franzl.

Unter der Überschrift „Besondere Notizen“ dokumentierte Bernhard Gast in den Jahren 1912 und 1913 ungewöhnlich hohe Einlagen „in die Kasse“, jeweils so zwischen 200 und 500 Mark, viele mit dem Zusatz „für Landkauf“. Vielleicht hat er damals einen Teil des gepachteten Landes kaufen können.



Vorne das alte Haus der Familie Gast, in welchem der Ackerer Heinrich Gast mit drei anderen unverheirateten Geschwistern lebte, in der Mitte das Haus der Familie Raths. Das dritte Haus ist das Wohnhaus der Familie Bernhard Gast, das dieser 1892 in Aegidienberg "gebraucht" gekauft und in Bellinghauserhohn wieder aufgebaut hatte. Das Aquarell von J. Mohr entstand um 1930.

Bleiben jetzt noch Bernhards Notizen aus 1916 und den Folgejahren. 1916 bezahlte er für das Fertigen eines Anzuges 26,50 Mark und für ein junges Schwein „bei Weilers“ 50 Mark. Am 24.11.1916 war Erbschaftssteuer fällig. 6810 Mark zahlte er an das Erbschaftssteueramt in Köln, Glockengasse. Die vorletzte Summe seiner Notizen gibt Zeugnis für die Hungerjahre im ersten Weltkrieg. Die Überschrift

lautet: „Abgelieferte Frucht im Jahre 1917-1918“. Bernhard lieferte damals ab: 30 Ztr. Korn, 54 Ztr. Weizen, 25 Ztr. Hafer und 4 Ztr. Gerste, dazu 10 Ztr. Stroh. Die letzte Eintragung, etwa in Buchmitte, stammt vom 09. März 1919. An diesem Tag hat Bernhard die Kuh „Schimmel, Boseroth“ noch mal geleitet. Dann war kein Platz mehr in dem kleinen Buch, das heute so großen Aufschluß gibt über das Leben auf dem Lande in damaliger Zeit. Ein Dankeschön gilt Bernhards Enkel Ludwig Gast in Bellinghausen. Er rettete das köstliche Büchlein aus dem Familiennachlass und stellte es dem Thomasberger Bürgerverein zur Auswertung zur Verfügung.



85. Geburtstag von Bernhard Gast im Kreise der Familie

Und hier das Schulentlassungszeugnis des Bernhard Gast aus dem Jahre 1859

Entlassungs-zeugnis
aus der
Schule zu Oberpliwim Kreise Sieg.

Dem Schüler *Bernhard Gast* geboren zu *Billinghausen*
am *17^{ten} August 1856* wird nach *6* jährigem Besuche der Schule bei der
gesetzlichen Entlassung aus derselben folgendes Zeugnis erteilt.

I. Regelmäßigkeit des	Schulbesuchs	Rechnen	
	Kirchenbesuchs	Orthodox	
II. Fleiß		Grammatik	
III. Kenntnisse und Fertigkeiten:		Handarbeiten	
Religiöse		IV. Betragen	
Biblische Kenntnisse		V. Besondere Bemerkungen:	
Lesen			
Schreiben			
Rechnen			
Kalligraphie			

Der Schüler wird mit den besten Wünschen für sein Wohlergehen aus der Schule
entlassen, zugleich aber hiermit ermahnt und verpflichtet, die erworbenen Kenntnisse vor dem
Vergehen zu sichern und jede Gelegenheit zur Erweiterung derselben zu benutzen, vorzüglich aber
den genossenen Unterricht durch einen sittlich-religiösen Lebenswandel zu bekräftigen und dem
Gottesdienste an den Sonn- und Feiertagen regelmäßig beizutreten.

Oberpliwim, den *2^{ten} Mai* 1859.

Der Schulvorstand, *Hentel, Pastor.* Der Lehrer, *[Signature]*

De Matthias.

Alle kannten ihn, dieses Oberpleiser Original, das bei seinen ältlich jüfferlichen Tanten lebte, von ihnen versorgt und vielleicht etwas vertüttelt und so wohl noch etwas mehr als ohnehin in heiliger Einfalt gehalten wurde: der Müllenholz Matthias. Alle mochten ihn, den meist hastig dahereilenden Matthias mit seiner komischen, nervös näselnden Sprechweise. Wer Hans Moser und Theo Lingen imitieren konnte, musste hierzulande auch den Müllenholz Matthias nachmachen können. Dabei mutmaßten viele, ja, sogar Lehrer sollen es bestätigt haben, dass der Matthias gar nicht so „doll“ war, dass er vielmehr vielerlei intelligentes Wissen mit schlitzohriger Verschmitztheit so verdrehte, daß man ihm gerne Erwerbsunfähigkeit attestierte. Matthias sähte nicht und erntete nicht, aber die Tanten ernährten ihn doch.

Wir Kinder versuchten damals immer wieder, den Matthias auf unserem Weg von der Oberpleiser Kirche nach Hause, also nach Thomasberg, einzufangen und ein Stück des Weges, vorbei am kleinen Müllenholz-Häuschen, „mitzuzöbbeln“. Da Matthias keine Messe und keine Andacht ausließ, da waren schon die Tanten vor, gelang das recht oft. Und dann amüsierte wir uns über seine gefühlsbetonten Sprüche, die wir aus ihm herauslockten. Wie herrlich machte er die Kölner Domglocke nach -Bomm-Bomm-Bomm!-und dann dagegen das Vesperglöckchen „Bimm-Bimm-Bimm!“. Und wie schnaubte er empört durch die Nase, wenn er vom Oberpleiser Strandbad berichtete, wo et „Schmitz Mina“ (Name redaktionell verändert) hinter Gebüsch auf der Wiese lag, „puddelbläck!“, wie Matthias schaudernd betonte.

Aber auch viele Erwachsene animierten den Matthias gerne schon mal zu seinen bekannten oder auch neuen Sprüchen, mussten dann aber sehen, daß sie ihn irgendwann wieder los wurden, denn Matthias konnte zäh und anhänglich sein, er hatte ja Zeit genug. Eingeweihte kannten allerdings ein Mittel, den Matthias zu schleunigem Abzug zu bewegen, sie brauchten das Gespräch nur auf Krieg, Kanonen und Soldaten zu bringen. Davon mochte Matthias nichts hören, dann nahm er Reißaus. Das war schon in den 30er Jahre so, und da muss man sich schon fragen, wer hier damals der Gescheitere war.

Was viele aber nicht wissen: Der Matthias hieß gar nicht Müllenholz, er wurde nur so genannt, weil er im kleinen Müllenholzhäuschen eingangs von Oberpleis aufwuchs. Wann und warum er in die Obhut seiner beiden unverheirateten Tanten gekommen ist, in die von Elisabeth Müllenholz, geboren 1863 in Steinringen, und Helene Müllenholz, geboren 1867 ebenfalls in Steinringen, vermag der Chronist nicht zu sagen. Matthias ist jedenfalls der Sohn der dritten Müllenholzschwester, der 1868 geborenen Katharina, die 1898 den Wilhelm Söntgeroth aus Bennert geheiratet und mit ihm 7 Kinder bekommen hatte, 1908 den Matthias, das alles ebenfalls in Steinringen. Matthias war also ein waschechter Strücher.

Elisabeth und Helene, die beiden Tanten, hatten ihr Oberpleiser Häuschen 1898 erworben, also in dem Jahr, wo ihre Schwester Katharina heiratete. Zweifellos war Katharinas Heirat der Grund dafür, daß die beiden ledigen Schwestern aus dem Haus mussten, dort wurde so Platz fürs Kinderkriegen.

Die Elise habe sich, so erzählte Helene 1957 neugierigen Zeitungsreportern, die sie zum 80. Geburtstag

interviewten, als fleißige Näherin das Häuschen zusammengenäht. Für ein Hemd zu nähen habe es damals 30 Pfennig gegeben. Das müssen wohl viele Hemden gewesen sein, ehe es zum Häuschen reichte. Immerhin, ein Tagelöhner habe damals für einen Tag Dreschen nur 25 Pfennig bekommen, ohne Kost, und auf dem Heimweg habe dieser Tagelöhner sich für 10 Pfennig ein Brot gekauft und es bis zu Hause glatt aufgegessen, so hungrig sei er da gewesen.

Verschmitzt meinte Helene auf eine Reporterfrage: „Uns Trina es jo net alt jewurde, die es at met 87 jestorve!“ Wie gesagt, Helene war da 90 und Elise 93. Beide waren viele Jahre die ältesten Einwohnerinnen von Oberpleis. Elise nähte da immer noch fleißig, wenn sicher auch nur einfache Sachen. Helene versorgte bis zuletzt Haushalt und Garten. Bitter beklagte sie 1957, daß die Landzusammenlegung einen Teil des Obstgartens weggenommen habe, doch tröstend fügte sie hinzu: „Mir han dies Dag neu Böhm jeplanz, in 5 Jahr han mir wedde Obst!“ Welch eine Zuversicht! Zwei Jahre später starb Helene. Am längsten lebte die Älteste, die Elise. Auch auf das Geheimnis ihres Altwerdens wußten die beiden Schwestern eine Antwort: Gottesfurcht und ab und zu einen Löffel Lebertran. So einfach war das. 1953, zum 90. Geburtstag der Elise, fragte ein Reporter die beiden Damen, was die denn von von dem neumodischen Fußballspielen halten würden, das jetzt auch in Oberpleis aufgekommen war. Spontan sagte Helene: Die sen doll, die sollen lever arbeide!“ und ihre Schwester fügte hinzu: „Fröher han die Pänz met enen Ball jespellt, jetz machen dat die Jruße! Enää....!“



Hier sieht man den Matthias (leider ist es kein gutes Bild, ein besseres war nicht aufzutreiben) zusammen mit dem in ganz Oberpleis bekannten Spaßvogel Jupp Zim-

Sonntag für Sonntag...

zog es die Strücker, soweit sie katholisch und halbwegs fromm waren, bis 1945 zum Kirchgang nach Oberpleis. Danach wurden sie selbständig. Der Weg führte die meisten über die Hözzeleed oder den Häringsberg abwärts am Bellinghauserhof vorbei, dann am Scheed, wo links die Sebbe-Bier-Böhm mit ihren Ölligsberre standen, bis zum Auel, wo die Leute aus Grogelsbitze und Sonderbusch hinzu kamen. Auel bestand damals aus dem Bauernhof des Auels-Hännes, dem Molls Hännes sing Möckenburg



Bauernhof Wilhelm Weiler in Bellinghauserhohn
(Foto eines Ölbildes)

In Oberpleis lag links das kleine Müllenholz-Häuschen. Acht Minuten weiter kam das Mathildenheim, Hönscheids Kolonialwarengeschäft und die Oberpleiser Schule. Jetzt war man bereits an der Poß-Mattes-Eck, der Röttgens Schmed und der Soentgens-Eck. Und weil hier heute nichts mehr so

ist wie es einstens war, bringen wir zum schmunzelnden Erinnern einige Bilder, die uns Bernhard Gast zur Verfügung stellte. Und auch ein uralter Blick vom Unterdorf zum Kirchplatz ist dabei.



Gaststätte Schiefer im Auel



Poß-Mattes Eck



**und noch einmal, hier aus alter Zeit: die
Dorfpartie**



und die Soentgens-Eck



Blick auf Bramkamp, Geschäft Koch und Alten Zoll



hier der Blick vom Unterdorf aus

Und hier nochmals ein Blick ins alte Oberpleis



Und auch in Heisterbach...

konnte man Leute von der Strüch treffen, überwiegend im dortigen Gaststättenbetrieb, wo man an schönen Tagen nicht genug Aushilfskellner finden konnte. Und eine Besichtigung der Klosterruine stand auf manches Sonntagsprogramm.



Die große Ott's Familie aus Bennert



Aushilfskellner mit Heinrich Otto



**In der Mitte der bekannte Strücher „Thommes Männ“,
auch ein Heisterbacher Aushilfskellner**

In meiner Kindheit war die Pferdekarre das gebräuchlichste Transportmittel.

Wenn man mit der Lupe genau hinschaut, liest man auf dem Schild "Matthias Weber Thomasberg". Die Aufnahme muss aus der ersten Hälfte der 30er Jahre stammen, denn 1935 stellte sich der Belle Mattes auf motorisierten Lieferwagen um.



Und was nicht auf die Karre passte, wurde mit dem Leiterwagen transport-

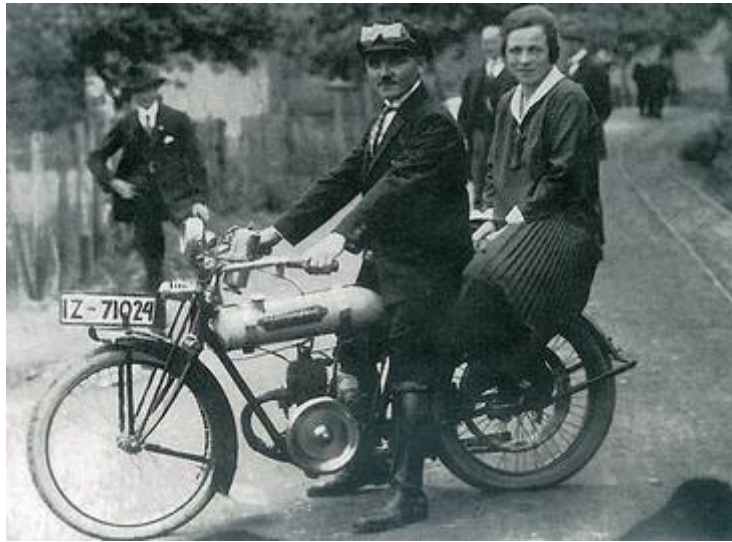


(Die Aufnahme wurde vermutlich in Eisbach gemacht)

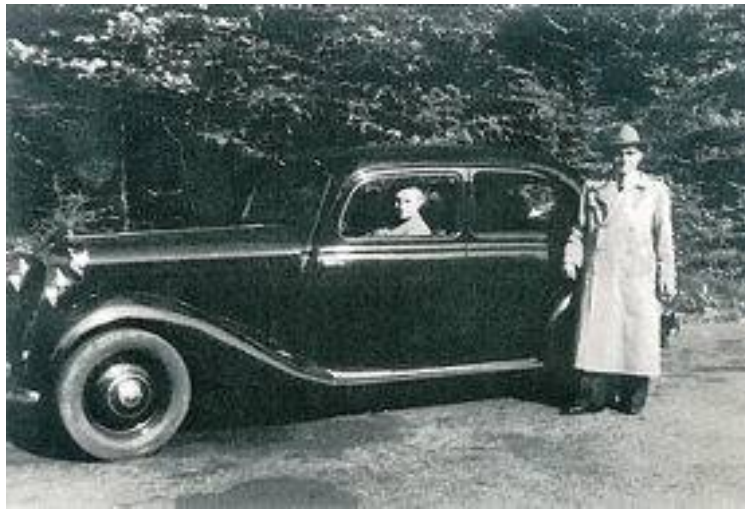
Und dann gab es auch auf der Strüch die ersten Autos und Motorräder...



Ein früher Bus der Rhein-Sieg-Eisenbahn



Fritz Schwarz als stolzer Motorradfahrer



... und später als erster Taxifahrer auf der Strüch



Strücher Geschichten

Teil 2

Opas Erinnerungen

Und damit möchte ich überleiten zu meinen eigenen Kindheits- und Jugenderinnerungen, die ich Mitte der 90er Jahre der Siebengebirgs-Zeitung zu einer Art „Vorabdruck“ überlassen hatte. Der fand überraschend viel Anklang. Und schließlich kam der Wunsch, hieraus doch ein Buch zu machen. Und da „Opas Erinnerungen“ zweifellos ein Teil der „Strücher Geschichte(n)“ sind, habe ich sie einfach in dieses Büchlein mit hineingenommen.

**Resis Geburtstag
oder
Wie mir die Idee zu den nachfolgenden
Notizen kam.**

Am 25. April 1990 feierte meine jüngste Schwester, die Resi, ihren 55. Geburtstag. Da sie ihren 50. „geschlabbert“ hatte, hatte sie jetzt „Gott und die Welt“ - etwa 100 Leute - eingeladen. Also musste ich davon ausgehen, dass auch einige Reden gehalten würden und dass man schließlich mich als den Ältesten der Familie auffordern könnte, auch etwas zu sagen. Also legte ich mir einige Sätze zurecht, und wenn es so gekommen wäre, hätte ich etwa folgendes gesagt, wobei ich mir vorgenommen hatte, je nach Stimmungslage die eine oder andere Passage auszulassen:

„Liebe Leute, ich bitte einen Augenblick um Gehör, denn als Ältester der Schmidte-Pänz möchte ich unserer Jüngsten einige Worte widmen. Wir sind heute hier, um eine Begebenheit zu feiern, die sich vor 55 Jahren zugetragen hat. Damals - exakt am 25. April 1935 - kamen im Oberpleiser Krankenhaus fast zeitgleich drei Mädchen zur Welt. Das waren einmal die Zwillingstöchter des Friseurs Willy Pütz aus Oberpleis und zum anderen das 7. Kind des Tagelöhners Wilhelm Schmidt aus Bennert: et Resi! Resi war also sozusagen im Familienlotto der Schmidten die Zusatzzahl: 6 Richtige waren schon da, und jetzt kam sie auch noch!

Und damit waren die Schmidten endgültig reich, nämlich kinderreich! Das war dann aber auch der einzige Reichtum, den wir in unserer Kindheit

kennenlernten. Ansonsten herrschte bei uns reichlich Armut, oft auch bitterste Not. Und wenn mich jemand trösten will mit dem Spruch: „Armut schändet nicht“, dem muss ich entgegenen: „Sie hat aber auch nichts Erhebendes!“ Wer z.B.

- *beim Schulausflug sich beim Zusammenlegen von 5- und 10-Pfennigstücken für eine Flasche Selterswasser verschämt beiseite schleichen musste, weil ihm die Mutter nichts hatte mitgeben können, oder*
- *wer als Kind an den NSV-Ausgabestellen für Gaben aus dem Winterhilfswerk hat anstehen müssen oder*
- *wer ab dienstags regelmäßig zu den Moitzfelds oder den Fiens, den beiden Einzelhandelsgeschäften am Ort, mit dem Büchlein zum Anschreiben einkaufen gehen musste, weil das Geld für die Woche wieder alle war, dessen Selbstwertgefühl kann schon einen argen Knacks kriegen.*

Als Resi etwa drei Jahre alt war, ging es uns aber schon deutlich besser. Das lag nun nicht an ihr, sondern daran, daß da unten im Tal die Autobahn gebaut wurde, wodurch unser Vater nach 10 Jahren überwiegender Arbeitslosigkeit wieder eine feste Arbeit bekam. Und das hatte zur Folge, dass es bei Schmidten jetzt gelegentlich sogar Nachtisch (feine Leute sagten auch damals schon „Dessert“) zum Essen gab. Das war wichtig für mich, weil ich damit die ersten Erfahrungen mit der freien Marktwirtschaft machen konnte: meine jüngeren Geschwister, insbesondere die Christine, mussten mir nämlich für „eine Woche Helfen bei den Hausaufgaben“ jeweils bis zu 3 Löffel voll von ihrem Nachtisch abgeben.

Und als Christine ihre Abgabepflicht mal listig umgehen wollte, indem sie mir heimlich das Hausaufgabenheft stibitzte und daraus schamlos abschrieb, habe ich, als ich das merkte, in einen Hausaufsatz über den Hitlerjungen Quex soviel Blödsinn hineingeschrieben, dass sich Christine und von nebenan „et Auelspittesch Annelies“, die das auch noch abschrieb, in der Schule schrecklich blamierten, während ich für einen ganz anderen Aufsatztext eine „Eins“ bekam. Von da ab war ich der Abgaben sicher.“

(Meine Schwester Christine hat die Sache mit dem Abschreiben etwas anders in Erinnerung: Sie und „et Auelspittesch Annelies“ waren es leid, meine Aufsätze in voller Länge abzuschreiben, denn ich liebte lange Aufsätze. Also gingen sie eines Tages dazu über, nur noch jeden zweiten Satz zu nehmen, und zwar nach einer Methode, die sie selbst für genial hielten. Anneliese schrieb den ersten Satz ab, dann Christine für sich den zweiten, Anneliese den dritten und sofort. Dadurch hatten sie völlig unterschiedliche Aufsätze, und dass da der Zusammenhang nicht recht gegeben war, würde sicher keiner merken, glaubten sie. Doch da hatten sie die Rechnung ohne den „Simm“ gemacht. „Simm“, wie unser Hauptlehrer auf der ganzen Strüch genannt wurde, forderte eines Tages die Anneliese und die Christine hintereinander auf, ihren Aufsatz vorzulesen. Danach sagte er: „So, und nun hören wir den ganzen Aufsatz, Willi lies deinen vor!“. An diesen Vorfall erinnere ich mich selbst jedoch nicht. Man kann aber getrost davon ausgehen, daß sowohl diese als auch die zuvor geschilderte Version richtig sind, denn

Christine erinnert sich auch daran, wie ich sie mit einem falschen Text genasführt hatte. Es war im Aufsatz vom Hitlerjungen Quex, wo sie von mir abgeschrieben hatte „Quex sprang in den Kohlenkasten“, was natürlich totaler Blödsinn war.)

Die für die Hausaufgabenhilfe zu leistenden Abgaben nannten wir „Schluch“. Es war eine hausgemachte Bezeichnung, die die Schmidte-Pänz hierfür spontan erfunden hatten. Außerhalb unserer Familie kann hiermit keiner etwas anfangen. Trotzdem ist der Begriff zu erklären: „Schluch“ kommt von „schluchig“, und das ist wiederum ein auf der Strüch allgemein gebräuchlicher Ausdruck. Schluchig sein bedeutet, nicht alles sondern nur Ausgewähltes zu essen. Für uns war alles besonders Schmackhafte „Schluch“, und dazu gehörte vor allem der Nachtisch. Also hieß es: „Willi, wenn du mir bei den Hausaufgaben hilfst, bekommst du am Sonntag drei Löffel „Schluch“. Ein Angebot, dem ich mich kaum entziehen konnte, um dessen Aufstockung ich allenfalls feilschte, wenn ich lieber spielen gegangen wäre.)

Ich gebe heute freimütig zu: Das war keine soziale Marktwirtschaft, eher eine Art frühkapitalistischer Ausbeutermethode. Es war aber auch der einzige Vorteil, den ich als Ältester der Familie genoss. Ansonsten teilte ich das Schicksal aller Erstgeborenen in Großfamilien: Sie müssen mehr als die anderen daheim mitarbeiten und werden dafür auch noch am strengsten erzogen. Und wenn sie groß sind, müssen sie auch noch bei Familienfesten, wie der heutigen, die Festansprache halten. Die Jüngsten hingegen, die Nesthäkchen, werden verwöhnt und gehätschelt - im allgemeinen.

Nicht so allerdings unsere Resi. Wenn ich meine eigene Kindheit mit der ihren vergleiche, dann war die meine Gold. Resi hatte das härtere und schwerere Los gezogen. Sie war erst acht, als unsere Mutter starb und die 17-jährige Schwester Ließchen den Haushalt übernehmen mußte, womit sie ziemlich überfordert war. Wir erinnern uns: Damals herrschte Krieg. Und Resi war noch nicht zehn, als im Ami-Beschuß unser sowieso zu kleines Häuschen zur Hälfte abbrannte. Und damit begannen die schlimmsten Jahre, durch die wir hindurch mussten, die Hungerjahre der Nachkriegszeit.

Noch heute denke ich mit Erschütterung daran zurück, wie damals unsere Jüngsten, Theo und Resi, meist hungrig, ohne Schuhe an den Füßen und Strümpfe an den Beinen zur Schule gehen mussten oder, was für die beiden mindestens ebenso schlimm war, tage- und wochenlang überhaupt nicht gehen konnten. Mich schaudert noch heute, wenn ich daran zurückdenke. Um so glücklicher bin ich und sind hier wohl alle, heute zu sehen, was aus diesem Kind dann doch noch geworden ist, nämlich das Urbild einer rheinischen Frohnatur!

Und darum rufe ich ihr heute zu: Liebe Resi, bleibe so wie du bist! Bleibe so fröhlich und freundlich, so lustig und lebhaft, so munter und mollig! Ja, auch so

mollig! Wir erwarten ja nicht, dass du noch als Rklamefigur für ein Schlankheitsmittel im Werbefernsehen auftrittst, wohl aber, dass du uns noch viele Jahre als Beispiel für eine positive Lebensphilosophie erhalten bleibst!“

Das war die Rede, die ich hatte reden wollen, aber es bot sich an diesem Abend keine passende Gelegenheit. Wenige Wochen später fiel mir beim Ordnen meiner Akten mein sog. „Kriegstagebuch“ in die Hände, und plötzlich wusste ich, was ich mit dem so „umsonst“ eingprägten Text einer „Ansprache an Resi“ würde anfangen können. Längst hatte ich vor, dieses Tagebuch etwas zu überarbeiten, etwas zu entstauben, weil mir aus jetziger Sicht einige Stellen zu pathetisch bzw. zu kitschig vorkamen. Wegwerfen wollte ich es aber auch nicht, denn zum einen könnte ich selbst mal wieder darin blättern und dabei die eine oder andere Erinnerung ausgraben, und zum anderen reizt mich der Gedanke, daß mein Enkel Bastian in späteren Jahren aus Opas Jugendzeit nachlesen und amüsiert schmunzeln könnte. Und mich amüsiert heute schon der Gedanke daran. Also könnte es auch nichts schaden, wenn mein Kriegstagebuch nicht nur die reinen Kriegserlebnisse, sondern auch - in einer Art Vorspann - einiges aus der Kindheit und Jugendzeit enthalten würde und vielleicht - in einer Art Nachspann - einiges von danach. Und so ist nach und nach der nachfolgende Text entstanden.

Aus der frühen Kindheit.

Geboren und aufgewachsen bin ich als Ältester von 7 Geschwistern in Bennert, Schulbezirk Thomasberg (im Volksmund „die Strüch“). Heute ist das alles Königswinter, und unser kleines Lehmfachwerkhäuschen, das Haus Nr. 40, steht nicht mehr. Es steht eigentlich überhaupt kein Haus mehr wie es war, alles ist neu. Auch die Bewohner, in der Mehrzahl Zugezogene, zum Teil Bonner Prominenz. Aber irgendwie lebt er doch noch, der Strücher Geist, der Stolz, Thomasberger zu sein. Er hat die Neuen mit erfasst.

Unsere Eltern heirateten 1920 in Oberpleis. Fünf Kinder kamen ab 1922 in relativ dichter Folge: ein Junge - ein Mädchen - ein Junge - ein Mädchen - ein Junge! Dann gab es eine Pause von sechs Jahren, und prompt wurde danach die Reihenfolge verwechselt: der Junge -Theo- kam zuerst.

Die ersten 5 Kinder kamen im kleinen Elternhäuschen in Bennert Nr. 40 zur Welt. Wenn es an der Zeit war, kam öfter der Doktor, der Frings Bernhard, auf seiner Rundfahrt ins Haus, und der sagte auch, dass und für wann die Hebamme zu bestellen sei.

Eigenartigerweise weiß ich über die Geburten und wie wir anderen das jeweils neue Baby aufgenommen haben, rein gar nichts mehr. Sicher waren wir auch noch viel zu klein, um das zu behalten. Als Lieschen und Stefan kamen, war ich jeweils bei einer Oma, einmal in Pleiserhohn, einmal in Bellinghausen. Und die Jüngsten, Theo und Resi, kamen im Oberpleiser Krankenhaus zur Welt. In

dieser Zeit versah Tante Lißchen bei uns den Haushalt. Die war ziemlich streng, strenger jedenfalls als Mutter. Doch darüber und wie Resis Geburt beinahe mit einer unsagbaren Katastrophe geendet hätte, will ich in einem späteren Kapitel berichten.



1927 Settchen mit ihren bis dahin geborenen Kindern Willi, Christine, Josef und Lieschen

Vom Aufenthalt bei der Pleiserhohner Oma weiß ich nur, daß ich dort beim Brotbacken helfen durfte. Ich durfte mir selbst ein kleines aus dem Teig formen und war darauf nicht wenig stolz. Etwas anderes hat man mir vom Aufenthalt bei der Pleiserhohner Oma erzählt, und zwar so oft, daß ich es fast wie eine

eigene Erinnerung wiedergeben kann: Es zog ein Gewitter auf, und das Donnern und Blitzen kam immer näher. Ich spielte draußen im Hof, und Oma rief mir zu: „Komm eren Jung, de leve Jott kief!“, was im Hochdeutschen in etwa heißt, daß der liebe Gott über irgendwas unwirsch ist und das den Menschen mit bedrohlichen Blitz- und Donnerschlägen kund tut. „Kief“ könnte man mit keift übersetzen, doch ein lieber Gott keift nicht, und außerdem wäre die Übersetzung nicht exakt. Richtiger ist, daß jemand „kief“, der mit erhobenem Zeigefinger mahnt, warnt oder droht. Und der liebe Gott machte das halt nicht mit dem Zeigefinger, sondern mit Blitz und Donner. Den Ausdruck „kief“ kennt man heute nicht mehr. Nun muss ich als kleiner Stöpsel das nicht so verstanden haben, denn auf den Ruf: „Komm rein Junge, der liebe Gott kief!“ antwortete ich: „Dann loß en doch och erenkomme“. (Dann lasse ihn doch auch reinkommen)

Oma hat den blitzenden und donnernden lieben Gott aber doch lieber draußen gelassen und sich eher auf den „Krockwösch“ verlassen, also den Strauß mit den kirchlich geweihten Kräutern, oder auf den Palmzweig von der Palmweihe auf Palmsonntag.

Beides diente dazu, Feuer und Ungemach vom Hause fernzuhalten. Wir Kinder sammelten in der Woche vor der Kräuterweihe am Feldrain einen dicken Strauß verschiedener (Heil-) Kräuter, den „Krockwösch“. Ich glaube, diesen Brauch gibt es hier und da auch heute noch, wenn auch wohl ohne den alten Aberglauben, aber sicher ist der Name „Krockwösch“ inzwischen ausgestorben.

Wenn ich den Erzählungen meiner Eltern über mich

glauben kann, und das kann ich, dann bin ich als Kleinkind durchaus zäh und unternehmungslustig gewesen. So erzählten sie oft, so oft daß ich beinahe glaubte, mich selbst daran zu erinnern, daß bei uns im oberen Geschoss auf einem Sims neben der Schlafzimmertür eine tönernen Antoniusfigur gestanden hätte, an der ich immer vorbei musste, wenn ich zu Bett ging und vor der ich immer gewarnt wurde, wenn ich mal nicht brav war: „Pass auf, der heilige Antonius sieht das!“ Also hatte ich Respekt vor diesem in meinen Augen riesigen Antonius. Bis ich eines Tages mit einem Knüppel in der Hand im Wohnzimmer stand und der verblüfften Mutter erklärte: „Jetz deht der Antonius mir nix mie, ich han en kapott jehaue!“



Jahre später: Die jüngsten drei, Stefan, Theo und Resi zusammen mit Anneliese, Karola und der schon etwas größeren Schwester Lieschen

. Von meiner frühesten Kindheit weiß ich naturgemäß nur wenig und dieses Wenige auch nur noch in Einzelbildern, die sich sozusagen wie fotografierte Augenblicke ins Unterbewußtsein eingepreßt haben. So z.B. mein Erwachen in einer fahrenden Kutsche, zwischen Taufgästen von Lieschens (oder war es Stefans) Taufe in der Nähe von „Tangs Villa“. Tangs waren reiche Laute, die in einer Villa auf einem parkähnlichen Gelände hinter einer hohen Hecke wohnten und hochdeutsch sprachen und schon deshalb nicht zu den Einheimischen gezählt wurden. Nur beim „Dotzen“, d.h. dem Geld- und Naturalien-Sammeln für das Martinsfest waren Tangs uns Kindern eine begehrte Adresse, denn nach dem Absingen unseres Dotzliedes („...„Hier wohnt ein reicher Mann, der uns vieles geben kann! Viel soll er geben, lange soll er leben, selig soll er sterben, das Himmelreich erwerben! Laßt uns nicht so lange stehn, denn wir müssen weitergehn!“) bekamen wir dort regelmäßig ein 50-Pfennig-Stück in unsere Sammelbüchse, das einzige in unserem Dotz-Bereich. Eine vergleichbar gute Adresse war der abgelegene Buschhof. Wir Kinder stritten uns, wer dort dotzen dürfe, die Bennerner, die von Wiese oder gar die „Leddeköpp“. „Leddeköpp“ (hochdeutsch „Lederköpfe“) war damals und ist wohl auch heute noch die halb spöttische, halb respektvolle Bezeichnung für die Heisterbacherrotter.

Ich habe schon im ersten Teil dieses Büchleins gesagt, daß damals die Leddeköpp als Erbfeinde der Strücher galten, und daß es bei besonderen Anlässen, z.B. bei Kirmesbällen oder auch nur bei Handballspielen, bei denen es um die Meisterschaft oder auch nur um die Ehre ging, immer mal wieder herr-

liche Keilereien zwischen den Burschen dieser beiden Dorfgemeinschaften gab. Wir Kinder lauschten mit Stolz und Begeisterung, wenn Augenzeugen berichteten, wie Strücher Burschen, z.B. die Zens- oder die Röttgensbrüder und andere zu vorgerückter Stunde und in vorgerückter Stimmung den Kirmesball der Heisterbacherrotter aufgemischt hatten. In der solchen Ereignissen folgenden Woche mußte Vater dann in seiner Eigenschaft als Amtsbote die Vorladungen für die Übeltäter zur Vernehmung beim Bürgermeisteramt zustellen.

Amtsbote war Vater nach meiner Erinnerung im Rahmen einer Verpflichtung, der er als Empfänger von Wohlfahrtsunterstützung nachzukommen hatte, vielleicht auch im Zuge der vermehrt einsetzenden staatlichen Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen. Ich erinnere mich noch an den sog. „Hand- und Spanndienst“, in dem sowohl Wohlfahrtsempfänger als auch Leute eingesetzt wurden, die ihre Gemeindeabgaben nicht leisten konnten und deshalb abarbeiten mußten. Der Hand- und Spanndienst verstärkte und ersetzte öffentliche Arbeitskolonnen, bei der Säuberung der Straßenränder und Gräben. Meines Wissens ist auch der erste Strücher Sportplatz auf den Steinbruchhalden am sog. „Stüß“ z.T. von solchen Hand- und Spanndienst-Kolonnen planiert worden. Für uns Kinder war das werdende Sportplatzgelände auf der Steinbruchhalde am Stüß ein wahnsinnig spannender Abenteuerplatz. Abends, wenn die dort eingesetzte Arbeiterkolonne abgerückt war, schlichen wir uns dahin, entriegelten die Transportloren, schoben sie auf ihren Schienen an und juchhei, sausten damit bis ans Ende der Schienenstrecke. Gelegentlich durchbrach eine dieser

Loren den Sperrblock am Schienenende und polterte mit großem Getöse, sich mehrmals überschlagend, den steilen Abhang hinunter. Man muss sich im nachhinein darüber wundern, daß wir immer rechtzeitig den Absprung fanden und so nichts Schlimmes passierte. Außer dass wir mit schlechtem Gewissen nach Hause schlichen und einige Tage in angstvollem Schweigen bangten, ob man dahinter käme, wer die Übeltäter waren.

Ich meine mich noch dumpf an die Eröffnung dieses ersten Thomasberger Sportplatzes erinnern zu können. Es war im April 1931. Da stand der Fiens Franz im Tor, in späteren Jahren war es der Spooks Will.



Sommer 1937 auf dem Sportplatz in Königswinter. Die Mannschaftsbetreuer links und rechts sind Josef Otto und Clemens Minten. Hinten stehen: Michel Zens, Otto Wader, Heinz Bellinghausen, Clemens Röttgen, Hans Casper (Herresbach). Mittl. Reihe: Heinz Bellinghausen, Matth Heinen (de Schüre-Mattes aus Heisterbacherrott) und Franz Vogt (Oberpleis). Vorne: Matth. Kurenbach, Vogt (Oberpleis), Josef Imöhluth

Wenn ich den Namen „Fiens Franz“ und „Spooks Will“ nenne, muß ich natürlich erklären, dass das nicht die richtigen Familiennamen sind. Auf dem Lande war es vielmehr üblich, den Trägern von häufig vorkommenden Namen zur besseren Unterscheidung, oder auch nur so, eine Art Spitznamen zu geben. Einige gehen auf Vornamen von Eltern- oder Großeltern zurück, z.B. „Fiens“, das von „Fiene“ bzw. „Josefine“ kommt. Die Fiens hießen in Wahrheit „Otto“. Die Ottos an unserer Straße nannte man „Koleven“, sie stammten aus der Familie Kolf in Wiese. Andere Ottos hießen bei uns „Effer“, z.B. der Effer Pitter, der an anderer Stelle meiner Aufzeichnungen noch mal vorkommt. Der „Belle-Mattes“ hieß richtig Weber und der „Belle-Mattes-Jupp“ ist der Sohn davon. Und das ist doch einprägsamer als „Weber“, von denen es hierzulande so viele gibt. Übrigens: „Belle“ kommt von Billa bzw. Sybille.

Unsere Nachbarn waren väterlicherseits vom Stamme der Auelspittesch, also vom Auels-Peter, richtig heißen sie Bellinghausen. Dagegen nannten sich die Bellinghausens aus Bellinghauserhohn schlicht nur „Pittesch“ und die vom Bellinghauserhof „de Hof“. Deren Nachbarn waren wiederum „de Hendrechs“ (Heinrichs), obwohl sie ebenfalls Bellinghausen hießen. Alle diese Bellinghausen stammen ursprünglich vom Bellinghauserhof, deren Kinder rundum neue Höfe gründeten, so in Grengelsbitze und im Auel schon im 18. Jahrhundert, während bei der Teilung nach 1834 der Sohn Heinrich nebenan den „Hendrichs-“ und der Sohn Peter ein Stück weiter den „PitteschHof“ bekam. Das alles wußte ich in meiner Kindheit aber noch nicht. Weitere drollige Spitznamen waren „et Jesukindchen“, „et Schladde“, „de

Weegesack“ und so fort. Unter „Schladde“ versteht der Strücher einen weiten, nach hinten zu öffnenden Hosenboden; wir Jungs trugen damals noch solche Hosen.. „Weegesack“ könnte man mit „wiegender Sack“ übersetzen, der Träger dieses Namens hatte einen auffällig wiegenden Gang. Und der „Millionenwäscher“? Na ja, der redete viel. Und warum man den Füpfer vom Bennert "Füpfer" genannt hat, kann ich überhaupt nicht erklären. Dasselbe gilt für die "Biene", die "Baumus" und die "Engelberts", wobei man zu allem Überfluß letztere z.T. auch noch "Spooks" nannte. Richtig hießen die Genannten Weber und Bellinghausen. Alles klar?

Am Weg, der sich heute Obere Straße nennt, ausgehend von dem dreieckigen Plätzchen zwischen Bennert, Thomasberg und Wiese, wo einstens das Thomasberger Kriegerdenkmal stand und das heute vom Bürgerverein liebevoll betreut wird, wohnte mein Schulfreund Willi Otto, und der hieß allgemein „de Strühpopp“. Dessen Vater, „de Otts Bernhard“, war Stellmacher und hatte eine kleine Werkstatt, wo wir schon mal unseren Handwagen reparieren ließen. Auch mußte ich immer dort hin, wenn die stumpfgewordene Axt oder das Beil neu geschärft werden mußte. Dort drehte ich dann den runden Schleifstein mit dem großen Schwengel, während der Meister Axt oder Beil so dagegen hielt, daß das kreischende Schleifen weithin zu hören war und manchmal die Funken stoben, insbesondere wenn nicht genug Wasser über den Schleifstein gegossen wurde. .

In meiner Schulklasse gab es noch einen zweiten „Willi Otto“, den aus Bellinghauserhohn. Der hatte eines Tages den Spitznamen „de Keß“ weg, warum will ich an anderer Stelle erläutern. Im Nebenhaus

wohnte „de Schniedesch Pitte“, so genannt, weil sein Vater Schneider war. Soviel zu den Spitznamen auf der Strüch. Es gab deren natürlich noch viel mehr, manche fallen mir einfach nicht mehr ein. Doch jetzt zurück zum Ausgangspunkt, zum Sportplatz auf der Steinbruchhalde am Stüß.

Der war eigentlich von Anfang an zu klein, und man mußte oft lange die Bälle suchen, die die seitlichen Abhänge hinab ins dichte Ginster- und Dornengestrüpp kullerten. Doch die sportbegeisterten Strücher störte das nicht. Und erst recht nicht uns Burschen, die wir 1939 von diesem Platz Besitz ergriffen, weil die aktiven Handballer alle eingezogen waren. Ich gründete zusammen mit Hans Weiler, Ferdi Dahm, Otto Wader, Michel Zens, Clemens Schonauer, Josef Mehren, Vetter Adolf Schmidt und noch vielen anderen eine Fußballmannschaft, denn irgendwie war jetzt Fußball in unseren Köpfen. Und das bedeutete, daß die Bälle noch öfter in den verwilderten Abhängen der Halde landeten. Aber nicht das war der Grund für die Strücher, nach dem Krieg wieder mit Handball anzufangen und sich einen neuen Sportplatz zu bauen. Nein, die „Alten“ hingen an ihrem Handball, worin sie vor dem Krieg schon so tüchtig waren. Und wie recht sie hatten, zeigte sich jetzt, als sie schnell in höhere Spielklassen aufstiegen. In diesen aber gab es Normen für die Spielplätze, und denen genügte der Platz auf der Steinbruchhalde am Stüß nicht. Also mußte ein neuer her! Irgendwer konnte einige Jahre nach dem Krieg die Firma Adrian dazu bewegen, hierfür ihre Steinbruchhalde am Limperichsberg herzuleihen. Und so machten sich die Strücher wieder ans Werk: sie bauten sich, z.T. ausgemergelt und mit schlotternder

Kleidung, in harter Feierabendarbeit einen neuen Sportplatz!

Am Limperichsberg, auch schon mal Limberg genannt, von manchen auch „Adriansberg“, war der letzte Steinbruch in unserer steinbruchreichen Gegend, wo noch Basalt gebrochen wurde, als die anderen schon zugemacht hatten, ähnlich lange also wie am Weilberg, bis in die ersten Kriegsjahre hinein. Unten am sogenannten Rankemich stand der große maschinengetriebene Steinbrecher der Firma Adrian aus Oberkassel. Hier hinein kam das im nahen Bruch gewonnene Steinmaterial, daß von Arbeitern mit Transportloren auf Schienen durch die langen Tunnels aus dem Bruch gebracht und über Rutschen in die rotierenden Brechertrommeln befördert wurden. Aus den angeschlossenen Sieben gelangte das fertige Kleinmaterial in Form von Split und Schotter für den Straßenbau gleich in die bereitstehenden Güterwagen der Heisterbacher Talbahn. die das Material bis an die Schiffe in Niederdollendorf brachte, wo es in harter und gefährlicher Kärnerarbeit, dem sogenannten „Schürgen“, in Schubkarren über schwankende Bohlen auf das ankernde Schiff gebracht wurde. „Schürger“ konnten nur besonders kräftige Männer sein, unser Onkel Dei war so einer, die von keinem beneidet wurden, obwohl sie ein paar Groschen mehr verdienten.

Welchen Krach und welchen Staub es am Steinbrecher am Rankemich gab, erfuhr ich erstmals als kleiner Junge, als ich mittags dem Nachbarn Weber das Essen im Henkelmännchen an den Brecher bringen musste. Wilhelm Weber bediente die Maschine

am Brecher, war also schon was Besonderes, etwas Besseres. Ich habe mich beim ersten Mal in dieser schaurig-staubigen Landschaft fast verlaufen.

Weitere Steinbrüche gab es in meiner Kindheit noch am Scharfenberg, am Steinringer Berg und am Stuß. Am Scharfenberg war vornean der „Bursch Broch“, so genannt nach der Firma Gebr. Baur aus Niederdollendorf, die diesen Bruch bis in die 20er Jahre hatte, und der der Strücher Nachkriegsjugend mit seinem herrlich blauen Wasser einige Jahre als wunderbares Naturschwimmbad diente, bevor er als Privatbesitz versperrt war.

Zum Steinringsbruch führte vom Rankemich aus ein Kleinbähnchen, von den Strüchern liebevoll „et Flitschbähnchen“ genannt, über Wiese und Bennert, das wir Kinder gelegentlich mit dicken Steinen zum Entgleisen bringen wollten, weshalb der Schwarz Fritz, der Lokomotivführer, jedesmal halten und gar wüst schimpfend die Hindernisse wegräumen musste. Aber wohl nicht deshalb hat man das rumpelnde Bähnchen eingestellt, eher, weil der „Feurige Elias“, wie wir die funkensprühende Lok auch nannten, wirklich feuergefährlich für die Häuser, Ställe und Scheunen längs der Schienenstrecke war, in Wahrheit aber, weil sich die Brüche nicht mehr rentierten.

An der sogenannten „Leutnantseck“, später meist „Moitzfeldseck“ genannt, nach dem Kolonialwarengeschäft, das die Moitzfelds dort betrieben, dort ging eine Abzweigung unseres Bähnchens in Richtung Stuß ab. Diesen Steinbruch habe ich aber nicht mehr in Betrieb erlebt, wenigstens nicht bewußt. Der

„Stüßbroch“ war schon in meiner Kindheit mit Wasser gefüllt, aus dem die kahl gebrochenen Basaltwände herausragten und in dem sich mal eine Frau ersäuft hatte, die ich dann mit einer Decke bekleidet auf dem Leiterwagen sah, auf dem sie in Begleitung des Dorfgendarmen von Oberpleis abtransportiert wurde, worauf ich an diesem Abend nichts mehr essen mochte und tagelang nur dieses entsetzliche Bild im Sinn hatte, nicht begreifend, wieso es so etwas geben konnte.

Die Abraumhalden neben den Steinbrüchen waren natürlich ideale Spielgebiete für uns Kinder. Man konnte so prächtig Verstecken spielen zwischen den Ginsterbüschen, Sträuchern und halbwüchsigen Bäumen, in Mulden und auf Hügeln. Mutter mußte dann schon mal die Zecken wegpflücken, die sich an uns festgebissen hatten und die uns beim ersten Mal mächtig entsetzten, weil sie so fest in der Haut drin saßen.

Das Haldengelände regte unsere kindliche Phantasie an. Mit meinem Schulfreund Paul Losem teilte ich die Begeisterung für Geschichte, besonders die der Germanen und der Römer, die bekanntlich im Teutoburger Wald aneinandergerieten. Warum sollten die nicht auch in unserer Gegend gekämpft haben? Und da wir wußten, daß Geschichtsforscher ihre Beweise durch Ausgrabungen erhielten (Das Wort „Archäologen“ kannten wir natürlich nicht, hätten es sicher auch nicht aussprechen können) zogen Paul und ich mit Häckchen und Schüppchen über die Stüß-Halde, gruben mal hier und mal da, und fanden immer irgendwas, was von den alten Germanen hätte sein können.

Ein herrlich romantischer Spielplatz war auch der Steinbruch am Kleinölberg. Dort konnte man durch einen schmalen Zugang zwischen steilen Bergwänden ebenen Schritten hineingelangen. Drin war eine mit Wasser gefüllte Vertiefung, in der man randwärts noch stehen konnte, schwimmen konnte keiner von uns, und wo man die sogenannten „Dickköpfe“ (Kaulquappen) fangen konnte, wobei einen gelegentlich die übers Wasser schießenden Libellen erschreckten, weil sie so pfeilschnell daher kamen. Einmal sind Kurenbachs Pitter und ich beim Dickkopffangen ausgerutscht und klatschnaß geworden. Da trauten wir uns nicht mehr heim, bis die Kleidung wieder einigermaßen trocken war. Heute noch spricht mein Bruder Jupp von der Aufregung, die damals zu Hause geherrscht hat, weil wir solange ausblieben, derweil wir oben im Kleinölbergsbruch zum Trocknen in der Sonne lagen.

Einmal hatten wir es beim Spielen aber wirklich zu weit getrieben. Nachbars Pitter und ich waren durch den Zaun geklettert, der um den Stüßbroch gezogen war, und der Pitter bot hier eine besondere Mutprobe, indem er sich auf den Rand des steil abfallenden Bruchs setzte und die Beine herabbaumeln ließ. Ob ich das auch tat oder ob ich zu bange war, weiß ich nicht mehr. Die zufällig vorbeikommende Nachbarin, et Webers Traut, hatte es behauptet, worauf Mutter mich beim Nachhausekommen mit einer Tracht Prügel versah, wie ich sie vorher und nachher von ihr nie mehr bezogen habe. Alle Unschuldsbeteuerungen halfen nichts, und danach mochte ich Webers Traut lange Zeit nicht mehr leiden.

Der Weg zum Stüb hinauf heißt heute „Am Weisenstein“ und ist links und rechts mit schmucken Häusern bebaut. In unserer Kindheit war hier freies Feld, und hier spielte sich die Geschichte vom alten Winterscheid ab, die uns die Eltern oft erzählten und die so köstlich ist, daß ich sie hier einflechten möchte.. Winterscheid, der erste Lokführer auf der Schmalspurbahn zu den Strücher Steinbrüchen, war im ganzen Dorf als ein arger „Wöhles“ bekannt, der nach Feierabend noch auf seinem Acker am Stüb bis in die Nacht hinein arbeitete, manchmal sogar bei Mondschein oder mit einer Laterne. Das ärgerte den Bröhls Dures, der es mit seiner „Buhrschaff“ lieber gemächlich gehen ließ. Eines Tages heuerte der Dures für eine Flasche Schabau, wie klarer Schnaps in unserer Gegend genannt wurde, einen Burschen aus dem Dorf an, der dafür eines spätabends mit einem weißen Betttuch bekleidet und mit rasselnden Ketten über das Feld „schwebte“, worauf Winterscheid angstschlotternd in die Knie sank und dem Geist auf Verlangen versprach, nie mehr im Dunkeln auf dem Feld zu schüppen. Die Geschichte muss wohl wahr sein, wie mir Onkel Dei versicherte, der sie aus seiner Jugend wusste. Außerdem findet sie sich in einer Anekdotensammlung von Jean Assenmacher wieder.

De Jehs ömpöhle.

Als ich etwa drei Jahre alt war, soll ich einmal einen Wurf junger Kätzchen aus ihrer Kiste genommen und einfach spassenshalber zum geöffneten Fenster hinausgeworfen haben, nur um dann nach draußen zu eilen, die unverletzt gebliebenen Tierchen wieder einzusammeln und das ganze nochmals zu versuchen. Ich kann mir das einfach nicht vorstellen, denn

seit ich die Welt bewusst wahrnehme, kann ich keinem Tierchen etwas zuleide tun.

Vor Hunden, Kühen und Pferden hatte ich allenfalls Angst. Mit 9 oder 10 Jahren sollte ich erstmals eine Kuh hüten, die von Webers von der anderen Straßenseite. Ich hatte eine Heidenangst, wollte das aber nicht zugeben. Die Kuh dagegen freute sich offensichtlich, sie kam nach der langen Winterszeit erstmals aus dem Stall und versuchte gleich, an der kurzen Leine zerrend, irgendwohin in die goldene Freiheit auszubrechen. Webers halfen bis zur Weide neben der Sportplatzhalde. Dann aber war ich allein und aufgeregt. Und ob sie es gemerkt hätte, büchste die Kuh noch und noch aus, über fremde Wiesen und Felder, und ich wusste nicht, wie ich sie zum Bleiben auf Webers Weide bewegen sollte. Schließlich trieb ich sie mutlos und niedergeschlagen heim, war froh, daß ich sie bis dahin brachte, und erklärte Webers verschämt, dass ich nicht damit fertig wüde.

Wir waren, wie gesagt, sehr arm. Doch wir hatten ein eigenes Häuschen, zum Teil aus Lehmfachwerk, und im Stall nebendran war Platz für eine Ziege, später sogar zwei, und in noch späteren, besseren Zeiten sogar noch für ein Schwein. Wenn es an der Zeit war, wurde die Ziege zum Bock geleitet. Der stand bei Jungbluts in Bellinghauserhohn und stank 1000 Meter gegen den Wind. Und dann gab es einige Zeit danach junge Zicklein. Woran Mutter erkannte, daß es an der Zeit sei, die Ziege zum Bock zu leiten, weiß ich nicht, habe mir über Sinn und Zweck eigenartigerweise auch keine Gedanken

gemacht, auch nicht einen naheliegenden Analogieschluss zum Menschlichen gezogen. Nur so ist erklärlich, dass mir mit 10 oder 11 Jahren folgendes passierte:

Der Engelberts Helmut, ein Mitschüler unseres Alters, hatte in kleinem Kreis erwähnt, wie nach seiner Meinung die kleinen Babys entstehen. Seine Darstellung war zwar nicht ganz richtig, aber der Wirklichkeit doch erheblich näher als der Klapperstorch. Nur wusste ich das damals noch nicht. Ich hielt vielmehr Helmut's Geschichte für einen ziemlich ordinären Witz und erzählte sie wohl irgendwo weiter mit der Einleitung: „Weißt Du, was der Häl gesagt hat...“. Und das ist dann ohne diese Einleitung zu unserer Nachbarin, dem Auelspittesch Trien, gelangt. Und so kam es, dass Mutter mich beiseite nahm, es war im Schuppen hinter unserem Haus, wo Mutter hinter einer Waschbütte stand, wo sie mit Wurzelbürste und schwarzer Seife ein Wäschestück auf dem Waschbrett bearbeitete, und mich inquisitorisch nach dieser Äußerung befragte. Ich war total verwirrt und Mutter glaubte mir, daß ich ahnungslos etwas weitergesagt hatte, was ich eigentlich nicht verstanden hatte. Sie erklärte mir daraufhin mit wichtiger Betonung in der Stimme, daß Kinder im Bauch der Mutter wachsen und von dort eines Tages zur Welt kommen. Mehr sagte sie nicht, doch ich war jetzt erst recht verwirrt, denn da war wohl das, was der Häl von sich gegeben hatte, doch nicht nur eine Unschamhaftigkeit, die man nach der Lehre im Katechismus über das 6. Gebot möglicherweise sogar zu den Todsünden rechnen müsste, die man unbedingt und auf alle Fälle beichten müsste, bevor man wieder zur Kommunion gehen dürfte? Ich

bekam es tagelang nicht auf die Reihe, bis dann alles wieder vom kindlichen Alltag verschluckt war.

Ich sagte schon, daß wir neben unserer Ziege, eine Zeit lang hatten wir sogar zwei: eine weiße und eine pechschwarze, in besseren Tagen sogar ein Hauschwein hielten. Das wurde wenige Wochen vor Weihnachten geschlachtet und das war immer ein besonderes Ereignis. Hierzu kam entweder der Hof's Franz oder Webers Pitter, beides gelernte Metzger, zu uns ins Haus. Webers Pitter war etwas moderner ausgerüstet, er hatte schon einen Schussapparat, mit dem das Schwein ins Jenseits befördert wurde. Hof's Franz machte das noch „per Hand“, d.h. mit einem Bolzen, der dem Schwein an die Stirn gesetzt und mit einem kräftigen Schlag mit einem schweren Holzhammer ins Hirn getrieben wurde. Einer mußte also den Bolzen mit dem langen Stiel an den Kopf des mit einem Seil festgebundenen Schweines pressen, Franz holte dann mit seinem schweren Holzhammer weit aus und schlug zielgenau den Bolzen in das Hirn des Schweines. Richtig getroffen sackte es dann ruckartig in sich zusammen. Oft klappte das aber nicht auf Anhieb, denn, wer weiß woher, schienen die Schweine zu ahnen, was der Franz mit ihnen vorhatte, und sie versuchten, dem wie am Spieß quiekend und nach allen Richtungen ausbüxend zu entkommen. Auch ich sollte mal den Bolzenapparat an des Schweines Stirn halten, doch die Sau wehrte sich partout. Aber irgendwie schafften der Franz und ich es doch.

Kippte das Schwein um, hub ein emsiges Treiben an: Einer schleppte die Pfanne heran, mit der das Blut aufgefangen wurde, einer die Bütt, in die das Blut hineinkam. Der Franz schnitt dann dem Tier die

Kehle durch und pumpte mit dessen Beinen das Blut in die vorgehaltene Pfanne. War diese voll, wurde das Blut in die Bütt umgefüllt und von einem Dritten ständig umgerührt. Danach wurde das Schwein in eine längliche, trogähnlich Holzbütt gelegt und mit heißem Wasser überschüttet, damit die Borsten weich wurden und sich schließlich abschaben ließen. So entborstet wurde das Tier an einem Querholz an einer Leiter hochgezogen, aufgeschlitzt und der Innereien entledigt. Franz machte hinterher die Blut- und Leberwürste, und von der Brühe gab es eine kräftige Blutwooschupp. Wir Kinder durften oder mussten schon mal die Wurstmaschine drehen oder gar die Würste vom fließenden Darm abbinden. Dann gab es ein Festmahl, und der Franz ließ es sich bei uns schmecken. Webers Pitter ging dagegen nach dem Schlachten gleich nach Haus. Drum nahmen wir auch lieber den Franz, der war nicht so penibel. Und hinterher nahm der Franz auch noch die Schinken und Speckseiten mit nach Bellinghauerhof, um sie dort in seinem „Röches“, dem Räucherhaus, für uns zu räuchern.

Direkt nach dem Schlachten kam der bestellte Fleischbeschauer, der mit wichtiger Miene auf unserem Küchentisch oder der Anrichte Fleischproben unter seinem mitgebrachten Mikroskop untersuchte. Erst wenn der seinen Stempel gegeben hatte, dass das Fleisch trichinenfrei sei, durfte es verwertet werden. Im Krieg mussten Hausschlachtungen angemeldet und Teile davon abgeliefert werden. Schwarzschlachten wurde streng geahndet. Doch wo kein Kläger ist, ist auch kein Richter, Gute Nachbarn, die bereit waren, das durchdringende Quieken

eines Schweines für die Folgen einer Kolik zu halten, brauchte man schon. Gottseidank gab es sie

Selbstverständlich hielten wir, wie alle kleinen Leute in unserer Gegend, ein paar Hühner, soviel wie eben nachts in den kleinen Stall hineingingen, tagsüber waren sie freilaufend und an sich pflegeleicht. Einmal mit lockendem „Piep-Piep“ eine Handvoll Körner gestreut, das andere suchten sie selbst. Mit dem Eierlegen hatten einige allerdings so ihre Eigenheiten. Sie verschmähten das dafür vorbereitete Nest, in das wir ein Gipsei gelegt hatten um den Hühnern anzuzeigen: „Hier könnt ihr eure Eier legen!“ Zwar ließen sich die meisten vom Gipsei täuschen und legten brav ihr Ei daneben. Doch einige verkrochen sich hierzu lieber in eine Ecke auf dem kuscheligwarmen Heuboden, so daß wir jedesmal suchen mussten, wenn gackernde Hühner kundtaten, daß ein Ei gelegt sei, ohne daß wir das im „offizellen“ Nest fanden, oder wenn die Zahl der gelegten Eier auffällig abgenommen hatte, ohne dass es hierfür eine Erklärung gab. War eines der Hühner „klotzig“, war das natürlich Erklärung genug, denn die Glucke lieferte keine Eier sondern brütete nur welche aus. Woraus man sieht, daß wir natürlich auch einen Hahn hatten, der seinen Pflichten nachkam.

Damit es nicht vergessen wird: Die Ziege auf unserer Wiese war mit einer Leine an einem Pflock festgemacht, so dass sie nur einen festumrissenen Kreis abweiden, aber nicht an die Bäume und anderes gehen konnte. Hatte sie ihren Platz abgeweidet, was sie meist mit lautem Meckern anzeigte, wurde der Pflock an einer anderen Stelle in den Boden geschlagen. Wir nannten das „de Jehs ömpöhle“. Meist

war eines von uns spielenden Kindern hierfür verantwortlich gemacht. Vergessen konnte man das eigentlich nicht, wenn man sich nicht zu weit entfernte, denn die Ziege meckerte schon ordentlich, wenn sie nichts mehr fand. Manchmal meckerte sie aber auch nur so, aus unerfindlichem oder überhaupt keinem Grund. Das aber schadete der Aufmerksamkeit, die wir dem rechtzeitigen „Umpfählen“ widmen sollten.

In Haus und Garten.

Irgendwann in den 30er Jahren, als die Enge in unserem Häuschen, das hinter einer Hecke mit dem Giebel quer zur Straße stand und dessen Rückseite noch das alte Fachwerk zeigte, während es vorne rauh verputzt war, beinahe unerträglich und die Einkommenslage etwas besser geworden war, bauten wir uns mit Hilfe von Onkel Dei und Onkel Ferdinand einen Anbau, mit dem wir unten und oben je ein Zimmer gewannen. Unten das war dann die gute Stube, in die jemand geführt wurde, der unversehens zu uns hereinschneite. Oben hatten wir nunmehr 2 Schlafzimmer und 2 Schlafkammerchen. Wie wir da alle hineingepasst haben, ist mir heute ein Rätsel.

In den Betten hatten wir statt Matratzen Strohsäcke. Frisch gefüllt mit Häcksel waren die plötzlich doppelt so hoch wie vorher, und das war für uns Kinder eine wahre Gaudi beim Zubettgehen. Alle wollten im neuen Bett schlafen oder zumindest mal darauf

herumturnen.

Gut erinnern kann ich mich noch, dass Mutter die Wäsche in einem Blechbottich wusch, der samstags als Badewanne diente. Das war schon harte Arbeit mit Waschbrett, schwarzer Seife und Wurzelbürste. Nicht minder hart war das „Stüppen“ der Wäsche mit einem Stüpper, einem glockenförmigen Gerät an einem Stiel, mit dem die Wäsche in einer auf dem Boden stehenden Zinkwanne bearbeitet wurde. Irgendwann gab es dann bei uns auch eine „Waschmaschine“, bestehend aus einem Zinkbottich mit eingehängter Wäschetrommel. Dorthinein kamen Wasser, Wäsche und Waschpulver, und wenn das Wasser heiß war auf dem Küchenherd, dann musste eines von uns Kindern die Trommel mit dem Schwengel drehen, m.W. 30 Minuten. Diese Arbeit war nicht begehrt, und manchmal versuchten wir auch, dabei mit der Uhrzeit zu schummeln oder „Drehpausen“ einzulegen, wenn Mutter nicht aufpasste.

Hinter unserem Haus stand quer angebaut der schon erwähnte Holzschuppen, der gelegentlich als Waschplatz für unsere Mutter diente, als wir die sog. Waschmaschine noch nicht hatten. Drin standen einige Gerätschaften, ein Leiterwägelchen und eine Karre zum Transportieren von Heu, Gras, Kartoffelsäcken, Stallmist und anderem Nützlichem, aber auch für das Jauchefäß, von uns „Tröötefaß“ genannt. Weiter lagerte hier das Holz, das wir uns, mal mit, mal ohne Leseschein im nahen Wald auflesen, manchmal auch heimlich abholzten. Im Staatsforst könne man das schon tun, woher sollte man es sonst bekommen! Das Gewissen war in dieser Lage wohl vergleichbar mit dem, mit dem von Reichen das

Finanzamt beschummelt wird. In den Schuppen hineingebaut war dann auch noch das Häuschen mit dem ausgeschnittenen Herz in der Tür, da wusste jeder, dass das der Klo sei, ein Plumpsklo im Holzkastenformat.

Vor unserem Häuschen war eine kleine Hoffläche und dahinter ein Bungert. Daran schloss sich ein Garten an, in dem wir Gemüse und Kartoffeln zogen. Daneben wiederum war unsere Obstwiese, wo unsere Ziege angepflückt weidete. Auf dieser Wiese und auf dem Bungert standen buntgemischt Zwetschgen- Birnen-, Apfel- und Kirschbäume, sogar ein Nußbäumchen war dazwischen. In der Einmachzeit drehte sich alles um das Pflücken und das Einwecken für den Winter. Mutter hatte hierfür einen rotbraun emaillierten Einkochkessel, in den die gefüllten und mit Gummiringen unter den Glasdeckeln versehenen Einweckgläsern auf einem runden Einsatz hineingestellt wurden. Dann kam Wasser hinein, Deckel drauf und das Ganze auf den Küchenherd. Im Deckel des Kessels war ein rundes Loch, da hinein wurde ein langes Thermometer gesteckt, zur Kontrolle der Kochtemperatur.

Etwas Besonderes war unser Hühnerbirnbaum am Hausgiebel, der später dem Erweiterungsbau für unser Häuschen weichen musste. Es war der mächtigste Baum im Schmidengelände und eignete sich vorzüglich für manche Kinderspiele. Der dicke Stamm gabelte in einer Höhe, die wir über die kurze Leiter erreichen konnten. An einem Ast war eine Schaukel befestigt, die von zweien von uns kräftig angeschoben wurde, während einer oder eine sich hoch in die Lüfte schwingen ließ. Nach der Bohnenernte stellten Vater oder Mutter mit Hilfe von uns

Kindern die Bohnenstangen, von uns „Bonneröhm“ genannt, schräg aufgerichtet gegen die untere Astgabel. So entstand ein halbrundes Häuschen um den Stamm herum, wo wir uns schön verstecken und worin wir bei Regen eine Zeitlang ungetrübt weiterspielen konnten.

Die Hühnerbirnen schmeckten köstlich, besonders die ersten, wenn sie noch ziemlich fest aber schon etwas gelb und süß waren. Waren die Birnen erst mal weich, waren sie meist auch schon von Wespen oder Bienen übersät. Also galt es, rechtzeitig die hohe Leiter anzusetzen, dort mit einem Korb, der an einem Haken hing, hochzusteigen und fleißig zu pflücken. Sobald ich groß genug war, war das meine Aufgabe. „Du mußt jetzt ständig pfeifen!“ mahnten dann scherzhaft die Eltern oder auch die Nachbarn, denn wenn man pffiff, konnte man keine Früchte essen.

Im Gegensatz zu den Hühnerbirnen schmeckten die „Ölligsbirnen“ überhaupt nicht, sie blieben bis zum Schluss hart und „jatzig“. Aus Ölligsbirnen, so genannt nach ihrer zwiebelähnlichen Form (Öllig = Zwiebel) machte man Birnenkraut, das wiederum schmeckte recht gut, wenn man es nicht täglich aufs Brot bekam. Wir hatten auch einen „Ölligsbirnbaum“, der fiel aber auch als erster der Säge zum Opfer, als wir auf dem Bungert Platz und im Schuppen Holz brauchten, als Heizmaterial diente er uns mehr. Eine ganze Allee solcher Ölligsbirnbäume, sieben an der Zahl, stand am Weg vom Bellinghauerhof zum Auel hin, weshalb dieses Wegstück auch „An de Sebbebierböhm“ hieß. Die meisten Ölligsbirnen landeten in unserer Gegend beim Hofs Franz.

Der verstand das Krautkochen und hatte auch die dafür nötigen "Apparaturen".

Meist hatte das Obst bei uns auf dem Bungert kaum Zeit, richtig reif zu werden. Wir Kinder schlichen, wenn es an der Zeit war, unter den Bäumen her, rein zufällig mit einem langen Stock in der Hand und schauten, ob die Kirschen schon etwas rot oder die Zwetschgen schon etwas blau seien. Und wenn Mutter dann nicht schaute, dann ging es husch-husch-klopf-klopf, und schon lagen halbreife Früchte vor uns im Gras. Und die schmeckten!

Gut erinnern kann ich mich noch an das kombinierte Kürbis- und Gurkenbeet am Rande des Gartens, das immer besonders gut gedüngt und etwas angehäuelt wurde (so wie ein Spargelbeet, das wir damals aber noch nicht kannten). Die Kürbisse wurden völkerballgroß und goldgelb und die Gurken manchmal unterarmlang. Kürbisse mochte ich allerdings nicht, ganz im Gegensatz zu eingelegten, also sauren Gurken, Mutters besondere Köstlichkeit, die oft meine einzige Nahrung waren, wenn ich krank war, Fieber hatte und nichts anderes essen mochte.

Mit der Erntezeit kam auch die Zeit der Wespenstiche, sie waren jetzt etwas Alltägliches. Entdeckten wir Kinder ein Wespennest, versuchten wir, es mit Steinen zuzuschmeißen oder auszuräuchern. Immer wieder mussten wir dann vor den angriffswütig gewordenen Biestern Reißaus nehmen. Als wir einmal am Eingang zu unserem Schuppen hinter dem Haus einen in der Erde steckenden Balken, eine Art Bahn

schwelle, sicher vom früheren Steinbruchbähnchen, herauszuheben versuchten und es mir dabei gelang, mit einem Pickel unter das flachliegende Holz zu kommen und es anzuheben, brauste urplötzlich ein wütender Schwarm wildgewordener Wespen, in deren Nest ich mit meinem Pickel geraten war, mit fürchterlichem Gesumm über uns her. Wir alle wurden gestochen, noch und noch, und Mutter hatte anschließend genug zu tun, mit Essigsaurer Tonerde die anschwellenden Stichstellen zu behandeln.

Obstwiese und Garten waren natürlich eine große Hilfe im Ernährungsplan unserer Familie. Sie erforderten im Frühjahr und Herbst soviel Arbeitseinsatz, dass im Haus manches liegen blieb. Es war also nicht immer aufgeräumt bei Schmidts. Das störte aber nur, wenn jemand unverhofft erschien, dann war es schon mal peinlich. Hoch her ging es bei uns daheim, wenn die „Kappes“-ernte verarbeitet werden musste, sowohl Rotkohl wie Weißkohl, denn beides musste als erstes „jeschaf“ (geschabt, geschnitzelt) werden. Rückte die Ernte heran, mussten wir hinterher sein, bei einem der wenigen Besitzer eine „Kappes-Schav“, geliehen zu bekommen, meist gegen eine kleine Leihgebühr. Alle drängelten dann, denn der Bedarf trat ja bei allen gleichzeitig auf, und die „Schav“ ging von Hand zu Hand.

Eine „Kappeschav“ sah aus wie ein breites Waschbrett, beidseits aber mit Gleitschienen versehen. In der Mitte waren mehrere querstehende Messer in einer Öffnung eingelassen, über die mit einem nach

unten offenen Kasten die Kohlköpfe hin- und hergeschoben wurden, wobei man diese über den Messern fest andrücken musste, also ziemlich Kraft brauchte. Wir Kinder lösten uns gegenseitig und mit der Mutter ab. Die abgeschabten Kohlschnitzel bzw. -streifen fielen zwischen den Messern hindurch in den darunterstehenden Bottich. Sie wurden alsdann, sofern es Weißkohl war, Lage für Lage in ein „Kappesdöppe“, also einen hohen Steinguttopf, festgestampft und mit Salz bestreut. Obendrauf kam dann ein mit einem Stein beschwerter Holzdeckel, und jetzt konnte der Kappes zu Sauerkraut werden.

Ebenfalls in Tontöpfe, manchmal auch in Gläser, kamen die sogenannten „Fitschbohnen“, also die Stangenbohnen, die vor dem Einwecken mit einem scharfen Küchenmesser „geschlinkst“ und dann durch eine „Fitschmaschine“ gedreht wurden. „Schlinksen“ nannten wir das Entfernen der länglichen Verschlussfäden an den „Bonneschuhte“ (Bohnenhülsen). „Fitschen“ war das Kleinschneiden der Bohnen in längliche Scheibchen, hierzu benutzten wir ein Fitschmaschinchen. Wenn keins da war, mußte man die Bohnen von Hand mit einem scharfen Küchenmesser „fitschen“, eine zeitraubende Arbeit. Am Fitschmaschinchen, das an der Tischkante festgeschraubt wurde, arbeiteten wir Kinder zu zweit oder dritt. Eines „schlinkste“, eines steckte die Bohnen in die Öffnung zu den rundlaufenden Messern hin und eines drehte den Schwengel des Maschinchens. Je schneller gedreht wurde, desto behender flitschten hinten die dünnen, schrägen Bohnenscheibchen heraus. Das machte Spaß, wenigstens in den ersten 10 Minuten.

In Feld, Wald und Flur.

Ergänzend zur Ernte im Garten und zu dem, was sich Mutter und später auch wir Kinder beim Bauern verdienten, hierzu gleich mehr, kam für den Ernährungsplan der Familie einiges, was Wald und Flur kostenlos hergaben, z.B. Waldbeeren, Himbeeren und Brombeeren. Mit Pilzen kannten wir uns nicht aus, lediglich woran man Wiesenchampignons erkannte, hatte uns Mutter gezeigt. Die suchten wir auf den Herzeleidwiesen, aber nur zum sofortigen Verzehr an Ort und Stelle. Auch bei den wildwachsenden Erdbeeren, andere gab es damals bei uns noch nicht, lohnte es sich nicht, sie auf Vorrat zu pflücken. Auch sie wurden an Ort und Stelle verzehrt, sie schmeckten ja auch viel besser als die, die es später im Garten gab.

Ganz anders war das mit den „Wolpere“, den Waldbeeren, manche sagen heute auch Blaubeeren. Waren die reif, ging Mutter mit uns Kindern weite Wege zu den guten Stellen, wo es die dunkelblauen Beeren zuhauf gab, entweder zum Hühnerberg oder gar in die Wälder jenseits des Schmelztals, fast bis zum „Auge Gottes“, einem Kapellchen tief im Wald nordöstlich von Rheinbreitbach, wo über der Tür in einem Dreieck ein Auge aufgemalt ist, das jeden Betrachter anzuschauen scheint, egal von welcher Seite er sich nähert.

Dieses Kapellchen war neben „Kreuzliche“ und „Frühmeßeiche“ einer der markanten Punkte, die uns Kindern nicht nur vom Waldbeerpflücken sondern vor allem von den Fußwallfahrten unseres Vaters nach Bruchhausen bekannt waren. Meist fragte vor-

her irgendwer, der Mehren Hein oder sonstwer, unseren Vater: „Will, sollen mir noch ens wallfahrten jonn ?“. Und Will war dann jedesmal Feuer und Flamme. Ich bin einmal mitgegangen. Über die Perlenhardt bis zur Frühmeßeiche und dann die „stracke Linie“, heute Stellweg geheißn, entlang bis zur Schmelztalstraße ging das ja noch alles ziemlich gut. Doch dann wurden die Beine schwer. Vater betete und sang ausdauernd vor, wir anderen nach. Unendlich gings weiter, am Broderkonsberg vorbei, Kreuzeiche und Auge Gottes, und hier taten allmählich die Füße weh. Gottseidank war es jetzt nicht mehr weit. Nach einer Andacht in der Bruchhausener Wallfahrtskirche kam dann das, worauf sich Vater den ganzen Weg über gefreut hatte: die Tasse Kaffee mit Kuchen im nahen Gasthaus. Man bedenke: richtigen Bohnenkaffee, keinen Muckefuck wie zu Hause. Ich selbst machte mir aber nicht viel daraus, der Geschmack war mir zu fremd. Zurück ging es dann ohne Singen und Beten, mit Bahn und Bus, gottseidank! Noch heute treffe ich Bekannte, die sich gerne an die Wallfahrten mit Vater zurückerinnern.

Doch zurück zum Waldbeerpflücken. Es war ein mühseliges Geschäft. „Et rommt net“, klagten wir, will meinen: die Tasse, Kanne, oder das Eimerchen füllte und füllte sich nicht. Doch nach ein, zwei Stunden merkte man erleichtert: Et rommt doch! Wir Kinder verteilten uns zwischen Bäumen und Gebüsch, sobald Mutter festgestellt hatte, hier könnten wir bleiben, hier lohne es sich. Dann brauchte man nur darauf zu achten, wer plötzlich nicht mehr zu hören war, der hatte bestimmt eine gute Stelle gefunden und wollte die den anderen nicht verraten.

Denn ein bisschen Wettbewerb zwischen uns Kindern war schon dabei, oft verschärft durch Familienwettbewerb, denn oft gingen Nachbarsleute gemeinsam auf Waldbeersuche. Jeder wollte sein Gefäß zuerst voll haben. Man bedenke: vier bis fünf Stunden für den Hin- und Rückweg, dann viele Stunden gebückt über Waldbeerbüschen hin und her huschen und die winzig kleinen Beeren in große Kannen und Eimer füllen - das schlauchte ganz schön!

Manchmal wurde die Waldbeerernte schon auf dem Nachhauseweg verkauft, wenn Passanten oder Hoteleinkäufer ein passendes Angebot machten. Wir Kinder waren darüber meist bitter enttäuscht, denn all die Arbeit und jetzt nur Geld! Wo wir uns doch so auf Mutters herrlichen Waldbeerpfannkuchen gefreut hatten, denn der gehörte zum Leckersten, was es an Essen geben konnte.

Aus Himbeeren und Brombeeren, für die wir nur auf die nahen Steinbruchhalden zu gehen brauchten, machte Mutter wohlschmeckende Säfte: Himbeersaft für den Pudding und Brombeersaft für die Gesundheit.

Eine ergänzende Nahrungsbeschaffung für die Familie war das Ährenlesen. Sobald die Bauern ihre Getreidefelder abgeerntet hatten, zogen wir Kinder über die Stoppeln und sammelten die liegengeliebenen Ähren auf, banden sie zunächst zu armdicken Bündeln, den sogenannten „Sangen“, und wenn wir genug Sangen hatten, banden wir diese zu Garben, den sogenannten „Schobben“ zusammen und zogen damit nach Hause. Natürlich war das Ährenlesen am ergiebigsten, wenn wir auf die Stoppelfelder konnten

bevor die Bauern sie mit ihren Rechen abgekämmt hatten. Die Bauern sahen das aber nicht gerne, nur wenige waren großzügig genug, uns zu lassen. Die anderen jagten uns weg, solange sie noch nicht gekämmt hatten. Danach lag natürlich nicht mehr viel da, das Ährenlesen war mühseliger und zeitraubender geworden.

(In der Hungerzeit nach dem Krieg bewachten die Bauern nachts ihre Felder bis zum Eggen und zwar nicht nur die Getreidefelder sondern mehr noch die Kartoffeläcker, denn jetzt kam das „Nachkaaschten“ auf, d.h. die abgeernteten Kartoffelfelder der Bauern wurden mit einer zweizinkigen Harke, dem sog. „Kaasch“, um und um geharkt, um noch in der Erde steckengebliebene Kartoffeln zu finden. Die Bauern wollten natürlich nicht, dass schon vor dem Abeggen nachgekaascht wurde; danach fand man aber nicht mehr viel, das Nachkaaschten war da wie die Goldsuche in Alaska - mühselig und unergiebig!)

Zurück zum Ährenlesen. Daß kein Bauer einverstanden war, wenn jemand versuchte, die Ähren zu „zöppen“, d.h. aus den auf dem Felde zum Trocknen aufgestellten Getreidegarben herauszuzupfen statt sie mühselig vom Boden aufzulesen, war verständlich. Es soll vorgekommen sein, doch hieran waren wir Schmidtepänz nicht beteiligt! Erstens hatten uns das die Eltern streng verboten. Zweitens könnte das Sünde sein, sicher waren wir da jedenfalls nicht, die man beichten müßte, was wiederum peinlich gewesen wäre. Und drittens widersprach das Zöppen einem ungeschriebenen Ehrenkodex, es war sozusagen unsportlich!

Natürlich stibitzten wir Kinder schon mal Äpfel und Birnen und anderes Obst in fremden Gärten und

Wiesen. Erstens schmeckten die besser als die eigenen und zweitens reichten die eigenen nicht lange genug. Und drittens gab es in „Nachbars Garten“ Früchte, die wir daheim nicht hatten, z.B. neben dem schmalen Weg zwischen Tangs und Brehms bzw. dem Pfad zwischen Otts und Röttgens, wo es einen Mispelbaum gab, der uns exotisch anmutete und deshalb immer wieder anlockte, zumal die Mispeln erst reif und eßbar waren, wenn auf den anderen Bäumen schon nichts mehr hing, wenn schon der Winter nahe war. Beim Aufsuchen fremder Obstbäume gab es die Wahl zwischen dem Aufheben herabgefallener Früchte, was wohl weniger verwerflich aber auch weniger verlockend war, und dem heimlichen Abpflücken. Die Versuchung zu letzterem war groß, so groß jedenfalls, daß uns selbst das Beichtenmüssen nicht abschrecken konnte, zumal man sowieso nicht immer wusste, was man im Beichtstuhl eigentlich sagen sollte außer dem auswendiggelernten Alltäglichen, z.B. daß man die täglichen Gebete vergessen oder zumindest unandächtig gebetet oder gelogen bzw. nicht immer die Wahrheit gesagt oder unerlaubt genascht hätte. Da war es sogar gut, wenn man zur Abwechslung mal eine handfeste Sünde auf Lager hatte. Also ließen Nachbars Pitter, Kurenbachs Christian und ich uns eines Herbsttages verleiten, in den Wiesen zwischen Herzeleid und Stockpütz Äpfel von den Bäumen zu holen, in einen Sack zu stecken, um sie anderswo in Ruhe aufessen zu können. Wir wähten uns unentdeckt, doch dieser Irrtum klärte sich anderntags auf seltsame Weise auf: Wir hatten Diktat in der Schule. Plötzlich diktierte Harges, unser Lehrer, die Geschichte von drei Obstdieben, die durch die Wiesen

unterhalb von Thomasberg schlichen und Äpfel klauten. Das Diktat endete, ich erinnere mich noch genau, mit dem Satz: „Mit einem Sack voll Äpfel hinkten sie dann nach Hause.“ Ich glaube, einen so roten Kopf hatte ich lange nicht mehr. Wer mochte uns wohl beim Harges angetragen haben ? Wir haben es nie erfahren.



Auelspittesch Karola und unser Stefan im Schnee vor unserem Haus

Wintertage auf der Strüch.

Was weiß ich sonst noch aus meiner Kindheit ? Ach ja, dass die Sommer viel sommerlicher waren und die Winter viel winterlicher. Oder bildet man sich das im Alter ein? Dass wir winters auf verschneiten Straßen im Nu eine Eisbahn hatten, auf der wir stundenlang Bahnschlagen konnten, wobei die Bahn immer länger und länger wurde, lag wohl daran, daß man damals kein Streusalz kannte und auch nicht brauchte, weil es kaum Autos gab.



Blick vom Stuß abwärts (Vorn links der Zaun am alten Wassenbassin)

Und wo gibt es heute noch die zugefrorenen Fensterscheiben, von einer dichten Eisschicht überzogen, die man entweder abkratzen oder in sie hinein ein Loch hauchen mußte, wenn man nach draußen schauen wollte, um dort die klirrendweiße Pracht zu bestaunen, die in der kalten Wintersonne kristallen blinkte und glitzerte? Wo können Kinder heute noch an frostkalten Tagen wunderschöne Eisblumen hauchen, auf Viertel-, Sechstel- oder Achtelscheiben in hölzernen Fensterkreuzen? Und wo gibt es die unberührte dicke weiche Schneeschicht auf Straßen, Plätzen, Wiesen und Feldern, die sich so prächtig zu dicken Ballen rollen ließ, aus denen man imposante Schneemänner bauen konnte, mit Kohlestückchen oder Steinchen für die Augen, Ohren, den Mund und für die Knöpfe auf dem Bauch und einer dicken Möhre als Nase mitten im Gesicht. Und dann noch den Reisigbesen seitlich reingesteckt!

Und wo gibt es noch die verzinkten bauchigen Wärmflaschen, die mit heißem Wasser gefüllt an bitterkalten Winterabenden von einem Bett zum anderen wanderten, um das Zubettgehen ohne bibberndes Frösteln überhaupt möglich zu machen. Wir balgten uns immer darum, bei wem die Flasche endgültig liegen bleiben durfte, nachdem sie zum Füßwärmen die Runde gemacht hatte. Ich glaube, wir hatten zwei solcher Wärmflaschen. Langten die nicht, weil beispielsweise zu viele von uns zugleich zu Bett gingen oder weil es so kalt war, daß der Frost regelrecht in die Betten kroch, wenn die Wärmflasche weitergereicht war, dann wurden zusätzlich irdene Steingutkrüge, meist Steinhägerflaschen, gefüllt mit heißem Sand oder auch nur so angewärmt ins kalte Bett mitgegeben. Man konnte zur Not auch ein angeheiztes und in ein Tuch eingewickeltes Bügeleisen ins Bett legen. Damals waren die Bügeleisen wirklich noch aus Eisen, sie wurden auf der Ofenplatte angeheizt oder auch im Backofen angewärmt. Onkel Josef hatte in seiner Schneiderstube zwei ganz riesengroße, schwere Bügeleisen, die er mit einem besonderen Holzgriff auf die heiße Ofenplatte schob, in eines konnte er sogar Glut einfüllen. Mensch, was hatte der Jüpp es immer schön warm in seiner Schneiderstube!

Die Dorfkinder benutzten im Winter den verschneiten „Hohlweg“ (wir nannten so den Weg von Tangs abwärts bis zur Steinringer Straße bzw. zur Herzeleid) als Rodelbahn. Das Kunststück war das Durchfahren der Kurven bis in die Herzeleid hinein, wobei ein Graben und ein Mäuerchen zu vermeiden waren, was bei dem relativ hohen Tempo auf der glatten

Schlittenbahn nicht ganz einfach war. Zumal es hierbei galt, in den Kurven sowenig Schwung wegzunehmen, daß der Schlitten weit, weit in die Herzeleid hineinfuhr. Da wir Schmidtepänz zunächst keinen Rodelschlitten hatten, den konnten wir uns nicht leisten, schauten wir dem Treiben nur zu und bewunderten die Künste der besonders Wagemutigen. Oft wurden wir auf einem Rodel der anderen mitgenommen, denn ausgegrenzt waren wir keineswegs. Nur wenn andere Kinder uns ihren Rodel mal zum Selbstfahren ausleihen wollten, nahm ich dieses liebgemeinte Angebot nie an in der Furcht, mit der Lenkung nicht zurecht zu kommen. Dann bekäme ich vielleicht nicht die Kurve und würde in der Mauer landen, was nicht eben schlimm aber blamabel wäre. Ich fürchtete das Gelächter der anderen und probierte es deshalb nicht. Erklären muß man dazu, daß damals unsere Schlitten mit einer mittellangen Bohnenstange gelenkt wurden, die man mit beiden Händen hinten auf den Boden preßte und je nach gewünschter Fahrtrichtung seitlich ausschwenkte. Später hatten wir dann selbst zwar keinen richtigen Rodel-, wohl aber einen einfachen Kastenschlitten. Damit wagte ich mal eine sogenannte „Buch-Much“-Abfahrt von der Herzeleidsknipp abwärts Richtung Bellinghauserhof. „Buch-Much“, also bäuchlings auf dem Schlitten liegend mit dem Kopf nach vorn, war uns zwar verboten, das sei zu gefährlich, und das Befahren der steilen Herzeleidskurven sowieso, doch ich meinte, so mit dem Lenken besser zurecht zu kommen. Prompt landete ich im Stacheldrahtzaun. Alle, die dabei waren, hatten alle Hände voll zu tun, mir mit Schnee das Blut von den verschrammten Stellen wegzuwischen. Gottseidank war nichts Schlimmeres passiert!

Unsere Mutter.

Unsere Mutter habe ich als herzensgute Frau in Erinnerung. Meine Schwester Christine sieht sie hingegen ganz anders. Mutter sei sehr ungerecht gewesen, sagt sie, nicht ohne nachhaltige Erbitterung in der Stimme. sie habe die Jungen bevorzugt. So habe sie, Christine, gerne Friseurin werden wollen und sogar eine Lehrstelle im Salon Schwarz in Aussicht gehabt, doch Mutter habe entschieden, das käme nicht in Frage. In unserer armen Familie brauche man keine Modepuppe, hätte sie gesagt. Also musste Christine mit anderen Mädchen aus der Gegend in die Jutesackfabrik in Oberkassel, „Sacko“ genannt, zum Geldverdienen. Mag sein, daß Mutter insoweit ungerecht war, ich erinnere mich aber nicht hieran. Dass Mädchen überhaupt einen Beruf ergriffen, war damals in unserer ländlichen Gegend auch noch nicht gerade selbstverständlich.

Einmal, als Mutter im Krankenhaus war, versah Tante Lißchen bei uns den Haushalt. Junge, mussten wir da streng ordentlich und sauber sein, uns immer waschen und die Schuhe putzen und nicht spielen gehen, bis die Arbeit und die Hausaufgaben gemacht waren. Am Ende ihrer „Vertreterzeit“ soll ich ihr, so erzählte sie mir später schmunzelnd, gesagt haben: „Was bin ich froh, wenn du morgen weg bist, wenn Mama wieder zu sagen hat!“ Des erinnere ich mich aber nicht mehr.

1935 hatte Mutter ihre letzte Entbindung, die von Resi, im Oberpleiser Krankenhaus, und die wäre beinahe mit einer unsagbaren Katastrophe geendet. Es war eine schwere Geburt, und bald sickerte zu uns Kindern durch, dass es Mutter sehr schlecht

ginge. Sie habe Kindbettfieber und könne daran sterben. Vater versammelte uns abends zum Gebet für Mutter, und wir beteten inbrünstig und andächtig wie selten. Der liebe Gott möge Mutter doch wieder gesund machen. Wir konnten uns zwar das ganze Ausmaß dieser Tragödie nicht vorstellen, Kinder sind insoweit gottseidank unbefangen, aber eine böse Ahnung beschlich uns doch, als die Leute von der Strüch, auch die, mit denen wir sonst kaum etwas zu tun hatten, uns auf dem Schulweg anhielten und nach Mutter fragten. Auf dem Schulhof nahmen uns die Lehrer beiseite und erkundigten sich besorgt, wie es um unsere Mutter stehe. Ich glaube, die ganze Strüch war gebannt. Gottseidank überlebte Mutter, wenn auch nur für noch achteinhalb Jahre, dann verstarb sie, im Jahre 1943, im Siegburger Krankenhaus ganz grausam an Krebs. Nicht auszu-denken, was mit uns Schmidte-Pänz geschehen wäre, wenn Mutter schon bei Resis Geburt hätte sterben müssen, sieben unversorgte Kinder hinterlassend. Man mag nicht daran denken!

Ortsbekannt war in Bennert und darüber hinaus Mutters Hilfsbereitschaft. Wenn jemand sie brauchte, war sie zur Stelle. Sie sprang bei, wenn Nachbars Kuh kalbte, oder wenn irgendwem Kind Fieber hatte, denn man schätzte Mutters Kenntnisse. Medizinisches hatte sie von ihrer Zeit als Mädchen in der Oberpleiser Apotheke, beim alten Apotheker Heinen, behalten. Sie kannte vielfältige Hausmittelchen und wurde gerufen, wenn der Arzt nicht erreichbar war oder noch nicht sicher nötig schien. Uns Kinder brachte sie meist ohne den Doktor wieder auf die Beine, nur in schlimmen Fällen wurde der gerufen, z.B. als der Jupp eine Wespe mit seinem Marmela

denbrot verschluckt hatte und von der hinten in die Zunge gestochen wurde. Wäre uns bald erstickt, der gute Jupp. In solchen Fällen mußte einer von uns zu Webers laufen, die hatten das einzige Telefon in unserer Ecke.

Und gab es mal lausige Zeiten, wußte Mutter auch da das Richtige: tägliche Haarkontrollen, Durchforsten mit dem „Staubkamm“ und viel Kopfwäsche. Haare schneiden konnte Mutter auch, sie hatte sich hierfür eigens ein Haarschneidemaschinchen angeschafft, ein handbetriebenes natürlich. Das rupfte zwar schon mal, ersparte aber den Friseur. Und dann kamen auch Nachbars- und Dorfkinder, bei denen auch das Geld fehlte, denn Mutter machte das natürlich umsonst. Das Gleiche galt für das Schuhe besohlen, auch hierfür hatte Mutter Gerätschaften, Schustereisen, Schustermesser und was man sonst noch brauchte, und ein gekonntes Geschick trieb ihr auch hier Kundschaft von Armen in der Nachbarschaft zu. Die mussten lediglich das Leder und die Schuhnägel stellen, auch nicht immer, denn Mutter war, wie gesagt, gütig und gutmütig.

Mutter konnte aber noch mehr, z.B. die Wohnung neu anstreichen. Zum Tapezieren reichte damals das Geld nicht, da wurden die Wände geweißt und, im Wohnzimmer, anhand einer Schablone mit Blumenmustern bemalt. Ich mußte die Schablone halten und dabei höllisch aufpassen, daß sie nicht verrutschte. Und wenn wir fertig waren, dann staunten alle, wie frisch und schön es wieder bei uns war.

In der Erntezeit rechnete der einzige Bauer des Dorfes, der Bröls Dures bzw. der Haas Karl, fest mit Mutters Hilfe. Ihr Lohn bestand überwiegend aus

Naturalien, meist in einer Fuhre Einkellerungskartoffeln für den Winter. Die wurden dann in unseren Hof gekippt, und wir Kinder trugen die Kartoffeln in Körben in den sogenannten Keller. Ich sage „sogenannt“, weil unser Häuschen überhaupt nicht unterkellert war. Der „Keller“ bestand vielmehr aus einem ebenerdigen Vorratsraum, der von der Küche aus in die angrenzende kleine Scheune hinein gebaut war. Dort Briketts und Kohlen zu lagern (die Briketts mußten wir immer in exakten Stapeln aufstellen), war zwar sehr praktisch, aber für Lebensmittelvorräte, also vor allem Kartoffeln, war das schon problematisch. In einem der schrecklichen Winter nach dem Kriege sind uns dort mehr als die Hälfte der „eingekellerten“ Kartoffeln erfroren bzw. verfault. Als Mutter noch lebte, dachte wenigstens jemand an ständiges Verlesen, da wäre das nicht passiert.

Unser Vater.

Im Gegensatz zur Mutter, aber möglicherweise mit deren insgeheimen Einverständnis, hielt Vater den Stock für ein unentbehrliches Erziehungsmittel, ich glaube, früher lernten sie es nicht anders. Vater machte jedenfalls öfter Gebrauch davon. Immer, wenn wir etwas Verbotenes getan oder Gebotenes unterlassen hatten, drohte uns die erzieherische Fühlungnahme mit Vaters Stock.

Daß Lehrer in der Schule ohrfeigten und Hosenböden strammzogen, war damals ohnehin nicht strittig. Und vom Vater erwartete man ebenfalls, daß er sich mit dem Rohrstock Respekt verschaffte, wenigstens gegenüber erziehungsbedürftigen Söhnen. Es war

sozusagen ein dual abgestimmtes Erziehungssystem. Ich weiß nicht, ob ich in der Schule überhaupt mal Ohrfeigen oder gar Prügel mit dem Stock bezogen habe, ich glaube nicht. Aber daheim - oho! Im nachhinein hört man zwar oft, daß das nichts geschadet hätte, aber ob etwas derart Demütigendes Gutes bewirkt hat, darf füglich bezweifelt werden.

Vater war also fürs Strenge zuständig. Er war aber nicht nur ziemlich streng sondern auch außerordentlich fromm. Den damals oft gebrauchten Spruch für kleine Leute „Bete und arbeite“ hat er wohl mehr als Alternative, also mit einem „oder“ statt dem „und“ angesehen. Er bevorzugte zwangsläufig das „Bete“, denn an fester Arbeit hinderte ihn erstens, dass er keine hatte und zweitens, dass er seit einer frühen Erkrankung, es war Typhus und er wäre beinahe daran gestorben, eine halbseitige Lähmung zurückbehalten hatte, nicht ganz schlimm aber doch so, dass er in Konkurrenz im Heer der Arbeitssuchenden keine Chance hatte. Vater zog beim Gehen sein linkes Bein schlurfend nach, und alle Leute wußten schon, ohne ihn zu sehen: „Do kütt de Wellem.“

Bei Beerdigungen und Prozessionen war Vater als Vorbeter gefragt. Das machte er sozusagen professionell, und je mehr er dafür gelobt wurde, um so lauter betete er, die Prozession bzw. den Leichenzug von vorne bis hinten mit seiner Stimme beherrschend. Zur Fastenzeit war bei uns exakt eine Stun-

de Abendgebet angesetzt. Meist beteten wir den Rosenkranz, den kann man mit all seinen Variationen in die passende Länge dehnen. Und wenn es nicht langte, wußte Vater noch vielerlei kurze und mittellange Gebete, die die Stunde ausfüllten. Den Versuch, die Uhr heimlich vorzustellen, haben wir nur einmal unternommen. Das ging schief. Manchmal kamen auch die Nachbarskinder zum Beten zu uns. Deren Eltern wussten sie für diese Stunde gut versorgt und sie selbst kamen meist recht gerne, weil es manchmal auch lustige Kurzweil gab. So opferte sich gelegentlich eine oder einer von uns, der die ganze Abendstunde lang derart laut und inbrünstig mitbetete, daß Vater vor lauter Rührung über diesen braven Sprößling nicht bemerkte, wie die anderen im Dunkeln, aus Ersparnisgründen blieb beim Beten das Licht ausgeknipst, Unfug trieben und nur mit Mühe das Kichern unterdrücken konnten. Wenn Vater allerdings etwas merkte, dann wurde die Gebetsstunde zur Strafe einfach um eine halbe Stunde verlängert. Dass diese Methoden des frommen Arbeiters Wilhelm der Frömmigkeit der Nachkömmlinge nicht sehr dienlich waren, kann wohl keinen wundern.

Der Gerechtigkeit halber muss aber erwähnt werden, daß wir unserem Vater doch auch manches, ja sehr viel zu verdanken haben. Das insbesondere in den unsäglich grauenhaften Nachkriegsjahren, wo es uns, ohne die ständigen Bitt- und Bettelgängen von Vater wohl noch viel schlechter als ohnehin gegangen wäre.

Religionsunterricht bei Kaplan Düster



bei den Mädchen sehen wir stehend: Maria Müller, Franziska Reck, Franziska Otto, Hilde Jungbluth Lieschen Schmidt und Tinni Röttgen. Sitzend: ...Otto, Elfriede Unkelbach, Christine Schild

Die Jungen werden sich, soweit sie noch leben, selbst wiederfinden



Onkel und Tanten - die lieben Verwandten.

Tante Lißchen aus Bellinghausen, geboren 1885, habe ich schon erwähnt. Sie war mir, als ich aus dem Krieg zurückkam, sozusagen eine Ersatzmutter. Meine Mutter war 1943 gestorben. Tante Lißchen verfügte zwar nicht über Mutters Bildung und Intelligenz, brauchte das aber auch nicht, denn mit ihrer energisch zupackenden Art hatte sie alle Lebensumstände sicher im Griff. Und den Onkel Ernst, ihren Mann, dazu. Nur vor Onkel Jüpp, ihrem Bruder, dem Schneidermeister, hatte sie ordentlich Respekt.

Nach ihr kam Onkel Ferdinand, geboren 1888, der mit Tante Trautchen in Kuxenberg lebte und mit seinem martialischem Schnauzbart richtig streng wirkte. Schaute man genauer hin, dann sah man aber auch die Lachfältchen in seinem Gesicht. Zu uns war er immer freundlich, doch seine eigene Tochter, die Regine, hat er mit einer geradezu tyrannischen Strenge erzogen, die durfte kaum mal allein zum Tanzen oder sonstwo hin.

1890 ist Onkel Jüpp geboren, der Junggeselle in der Familie, ein fleißiger und genügsamer Schneidermeister, der mit Oma, Tante Lißchen und Onkel Ernst im Bellinghauser Elternhäuschen wohnte und eigentlich nicht schuld daran war, daß die anderen vor ihm liebdienerten. Gewiß, er hatte durch die Schneiderei etwas mehr Geld und ließ das eine oder andere am Haus machen, aber auch nicht soviel, daß man ihm darob die Rolle eines Haustyrannen hätte zubilligen dürfen. Punkt 12 Uhr musste das Mittagessen auf dem Tisch stehen; passte das mal nicht, aß er nichts und Tante Lißchen heulte. Ich erinnere

mich, wie einmal die Oma ins Wohnzimmer kam und raunend, mit einem Blick auf die Tür zur Schneiderstube, fragte: „Wie es er jelaunt?“ „Joht!“, ertönte es da von drinnen, Oma hatte nicht gemerkt, daß die Tür offen stand. Jüpp war komischerweise außerhalb durchaus leutselig. Im Dorf nannte man ihn „de Schmidte-Pättsche“, weil man ihn als Taufpaten (Pättsche) in Anspruch nahm, wenn in der eigenen Verwandtschaft niemand mehr zur Verfügung stand. Ernst und Jüpp redeten so gut wie überhaupt nicht miteinander, allenfalls in hingeschluderten Halbsätzen, Onkel Ernst ließ seinen Frust hierüber oft an der geduldigen Oma aus, denn beim Lißchen hatte er ja auch nichts zu sagen.

Onkel Hännies, geboren 1893, hingegen war äußerlich ein Raubein, er ähnelte wesensmäßig stark dem 9 Jahre später geborenen Onkel Dei und beide kamen am meisten auf den Opa. Sie mochten beide gerne mal einen - auch über den Durst. Da Onkel Hännies aber in Koblenz wohnte, bekamen wir ihn nur selten zu Gesicht. Wenn aber, dann erlebten wir ihn als herzensguten Onkel, den seine Tochter Anneliese um den Finger wickeln konnte. Tante Eva gelang das nicht so ganz. Am Abend vor seiner Goldenen Hochzeit erzählte mir Onkel Hännies, wie er an seinem Hochzeitstag abends mit seinen Kumpanen die Gesellschaft verlassen hat, um mit denen Abschied vom Junggesellendasein zu feiern. Erst andernmorgens kehrte er reumütig zurück. Tante Eva konnte jetzt darüber lachen, damals aber wohl nicht.

Tante Anna ist 4 Jahre nach Hännies zur Welt gekommen, also 1897. Sie galt in der Familie schon als etwas Besonderes, etwas Besseres, weil sie einen Beamten, einen leibhaftigen Postbeamten, zum

Mann hatte. Damit stieg sie im Ansehen der Leute im Heimatdorf ganz gewaltig, und ich glaube, sie genoss das auch. Ich konnte es gut mit ihr, vor allem aber auch mit Onkel Stefan, dem immer Gleichmütigen, Jovialen, Herzlichen - und leider viel zu früh Verstorbenen. Bei Tante Anna bekam ich nach dem Krieg in meiner Dollendorfer Postdienstzeit manche Tasse Kaffee, wenn sie den auch, wenn sie Besuch erwartete, nicht in der guten Stube sondern im Nebengebäude servierte. Tante Lißchen wurde jedesmal fuchsteufelswild, wenn sie das erfuhr.

Onkel Dei, 1902, war bei der Abfassung dieses Textes der einzige noch lebende Onkel aus dem Schmidten-Clan. Den beschwor ich immer, er möge noch recht lange leben, denn nach ihm sei ich der älteste der Familie und damit an der Reihe. Dei starb 1994.

Die Jüngste und mir eigentlich liebste Tante bellingerhauserseits war Tante Billa, geboren 1905. Sie verbreitete stets Fröhlichkeit und gute Laune. Ihren sehr früh verstorbenen Mann, den Onkel Christian habe ich nur noch schwach in Erinnerung. Leider verstarb auch Billa sehr jung, eine tückische Krankheit gab ihr keine Chance.

Das also war Vaters Familie, von der er als einziger den früher üblichen Kindersegen weitergegeben hat. Die anderen verzichteten gerne, sie hatten nur eines oder gar kein Kind. Ihnen ging es allesamt wirtschaftlich besser als uns.

Solange Mutter lebte, fühlten wir uns zu ihren Geschwistern stärker hingezogen als zu denen von Vaters Seite. Vielleicht, weil „Bellekese“ näher und daher alltäglicher war. Ein Besuch in Pleiserhohn,

Kurscheid oder Rübhausen war schon eine Tagesreise und darum exotischer. Außerdem kam die Tante Lißchen als dominierende Figur auf Vaters Seite mit ihrer erzieherischen Strenge bei uns Kindern weniger gut weg als Mutters Geschwister. Am liebsten hatten wir die „Pleiserhohner Tante Anna“, die unverheiratet und bei Hülsters in Sieburg als Haushälterin und gute Seele beschäftigt war. Hatte die, was vielleicht einmal im Jahr vorkam, ihren Besuch bei uns angekündigt, schauten wir von unserem Garten aus schon Stunden vorher immer wieder zur Herzeleid, von wo sie kommen mußte, und wenn wir sie entdeckten, stürmten wir los, um sie in Empfang zu nehmen, natürlich in der nie enttäuschten Erwartung, daß sie als erstes das mitgebrachte Bonbontütchen zücken würde. Welche Köstlichkeit! Tante Anna, geboren am 21. Juli 1891, war die älteste in der Pleiserhohner Kirschbaumfamilie. 1894 kam Onkel Will zur Welt, der zweitälteste, der nach seiner Heirat mit Tante Anna (zur Unterscheidung: das war die Rankemicher Tante Anna, im Gegensatz zur Pleiserhohner bzw. der Dollendorfer) nahe beim Steinbrecher am Rankemich wohnte, also nicht weit von uns weg. Die Rankemicher Tante Anna war uns als „Kühmbrezel“ bekannt, sie kühlte immer, wie krank sie sei. Damit hat sie ihren hünenhaft erscheinenden Mann um Jahre überlebt. Übrigens: „Kühmen“ heißt: schmerzerfüllt stöhnen. Onkel Will machte uns gegenüber keinen Hehl daraus, daß er die Nazis haßte, die seien so gottlos. Die von Hitler verherrlichte Kunst nannte er wegen der nackt dargestellten Figuren die „reinste Sauerei“, weswegen ich Onkel Will in diesen Dingen für etwas rückständig hielt, obwohl ich sonst zu ihm ein besonderes

Vertrauensverhältnis hatte. Er begleitete mich auch nach Köln, als ich dort bei der Post meine Eignungsprüfung für die Einstellung als Postjungbote ablegen musste. Tante Gretchen, geboren 1899, hatte den Müllers Will aus Heisterbacherrott geheiratet und damit hatten wir auch zweimal einen Onkel Will, den Rankemicher und den Heisterbacherrotter. Müllers Bauernhof gehörte damals zu den kleinen Höfen, die ihre meist kinderreichen Besitzer mehr schlecht als recht ernährten. Nach dem Krieg kam für die die goldene Zeit, zuerst der Andrang von hungrigen Hamsterern, die alles Begehrtenwerte gegen bäuerliche Erzeugnisse eintauschten, und dann kam die Umwandlung von Bauernland in Bauland, und das machte aus kleinen Bauern gemachte

Leute!

Tante Sefchen (Josefa), geb. 1900, bewohnte mit Onkel Fritz und ihren Kindern ein Haus in Rübhausen. Das war schon weit und deshalb kamen wir dort nur wenig hin. Noch weiter allerdings war es zur Tante Tina, die mit Ohm Düres ein Haus in Kursescheid hatte, für uns schon so etwas wie Ausland. Dort gab es zwei exotische Besonderheiten: einen Ziehbrunnen und Zwillinge! Verborgen blieb uns damals, daß Tante Tina sehr krank war. Ich glaube, sie hatte Tbc, was in diesen Jahren noch einem Todesurteil gleich kam. Die Sorge unse rer Mutter um ihre Schwester gewahrten wir zwar, wir waren aber doch erschrocken, als eines Tages Mutter unter Tränen mitteilte, Tante Tina sei tot. Die beiden Jüngsten

aus Mutters Geschwisterschar, Onkel Fritz und Tante Sophie lebten bei der Erstfassung dieses Berichts noch, Onkel Fritz ist aber inzwischen auch gestorben. Er muss in seiner Jugend ein wahrer Hallodri gewesen sein und imponierte uns Kindern mit den Streichen, die man von ihm erzählte. So, als er in den 30er Jahren beim Freiwilligen Arbeitsdienst war. Fritz hatte einem ihm zugetanen Dollendorfer Mädchen weisgemacht, er sei der örtliche Kolonnenführer der Arbeitsdienstler. Als die Kolonne dann kurz darauf mal geschlossen durch Dollendorf marschieren sollte, war die Not groß. Fritz vertraute sich seinem Kolonnenführer an und der übergab ihm verständnisvoll durch Dollendorf das Kommando. Hei wie der Fritz da kommandierte: „Ein Lied, drei, vier!“



Die Geschwister Schmidt beim 80. Geburtstag von Tante Lißchen
(v.l.n.r.: Wilhelm, Billa, Lißchen, Jüpp, Dei, Ferdinand, Hännies, Anna

Die Verwandtschaft mütterlicherseits



Auf diesem Bild aus etwa 1925 vor dem Elternhaus in Pleiserhohn ist zu sehen: Vorne: Das Hochzeitspaar Christine (Tina) und Theo Feld (gen. Ohm Düres) Erste Reihe: 2.v.l. die Pleiserhohner Oma, 3.v.l. Tante Anna, 4.v.l. Tante Josefa (Sefchen), 6. v.l. Onkel Fritz 7. v.l. Tante Gretchen, 8. u. 9. v.l. Tante Sophie und Onkel Adolf.dahinter: 1. v.l. Meine Mutter (et Settchen), in der Mitte: Onkel Will, neben ihm (nach rechts) Tante Anna, Onkel Will aus Heisterbacherrott , Onkel Fritz aus Rübhausen

O du fröhliche ...

Zu meinen schönsten Kindheitserinnerungen gehört zweifellos das jährliche Weihnachtsfest im Kreise der Familie, auf das wir Kinder uns wochenlang freuten, auch wenn, bei mir beginnend, die älteren irgendwann nicht mehr an das Christkind glaubten. Aufgeklärt fühlten wir uns dann den jüngeren Geschwistern überlegen und versuchten unsererseits, in einer Art augenzwinkender Kumpanei mit den Eltern, die jüngeren recht lange beim Christkindglauben zu halten und uns zusammen mit Vater und Mutter über die glänzenden Augen der Kleinsten am strahlenden Weihnachtsbaum zu freuen.

In die Vorweihnachtszeit fielen manche spannenden Entwicklungen. Gleich zu Anfang Dezember kam St. Barbara, danach der heilige Nikolaus. Über beide will ich im nächsten Kapitel berichten. Und dann folgte die eigentliche Weihnachtszeit. Wir Kinder versuchten, etwas braver als sonst im Jahr zu sein und dabei noch herauszubekommen, ob sich schon irgendwo irgend etwas Eingepacktes finden ließ, was vom Christkind sein könnte, bereits abgestellt für die Bescherung in der Christnacht. Höhepunkt der Vorfreude war, wenn sich für uns das sogenannte „Oberkasseler Christkind“ ankündigte. Mutter war vor ihrer Heirat einige Jahre Hausmädchen bei einer Oberkasseler Familie gewesen, mit der sie danach bis zu ihrem Tode in freundschaftlichem Kontakt blieb. Wir wurden sogar, als wir noch recht klein waren, gelegentlich zu Besuch bei N.s (den richtigen Namen habe ich vergessen) mitgenommen und bewunderten schüchtern dieses für uns so ungewohnte

vornehme Haus. Von dort kam zu Weihnachten immer ein großer Karton mit Spielsachen, zwar gebrauchte, aber noch gut erhaltene Sachen, die sich das arme Christkind von uns nicht leisten konnte.

Mit zur spannenden Vorbereitung des Weihnachtsfestes gehörte, wenn Mutter Plätzchen für das Christkind backte, denn das Christkind konnte ja nicht alles allein machen. Wir sahen zwar am Himmel, wenn es mal kräftiges Abendrot gab, daß das Christkind zugange war. Doch genussvoller war schon, wenn Mutter backte. Sie knetete den Teig, rollte ihn aus und dann war unsere Zeit gekommen. Wir durften mit blechernen Förmchen Sterne, Engel, Herzen und alles mögliche aus der Teigfläche austechen. Und all die kleinen Teigreste, die wir uns dabei heimlich in den Mund stopften, die schmeckten fast noch besser als die fertigen Plätzchen!

Am Heiligabend erreichte unsere Vorfreude ihren Höhepunkt. Husch, husch ging es durch die Badewanne, hinein ins Nachthemd und dann unter Aufsicht des Vaters ins Bett, denn erst wenn alle schliefen, konnte das Christkind im Wohnzimmer mit dem Auspacken und Ausbreiten der Geschenke, mit dem Schmücken des Baumes und der Krippe und dem Füllen der aufgestellten Teller mit Plätzchen, Äpfeln und Nüssen und einigen Köstlichkeiten, die wir das ganze Jahr über nicht kannten, beginnen. Also beteten wir mit Vater das Abendgebet und stellten uns dann schlafend, denn richtig einschlafen konnten wir vor lauter Aufregung nicht. Meist war es nach Mitternacht, ehe von unten aus dem Wohnzimmer das helle Glöckchen des Christkinds erscholl, was besagte, dass wir aufstehen und nach unten stürmen durften. Mit Vater an der Spitze ging es dann sich

überschlagend die Treppe hinab und mit „Ah!“ und „Oh“ ins kerzenbeleuchtete Wohnzimmer, wo Vater dann sogleich das Lied „Stille Nacht, heilige Nacht“ anstimmte. Wir Kinder sangen inbrünstig mit, wenn auch ungeduldig, denn wir wollten gegenseitig unsere Geschenke bestaunen.

Frühmorgens zogen wir dann gemeinsam in die Christmette nach Oberpleis, nur Mutter blieb daheim, und nur wir Älteren bemerkten, wie erschöpft, aber auch glücklich sie dreinschaute. Und wie erschauerten wir in heiliger Ehrfurcht, wenn im halbdunklen Kirchenraum nach dem Absingen des letzten Adventsliedes („Tauet Himmel den Gerechten, Wolken regnet in herab...“) plötzlich alle Lichter hell erstrahlten und rund um den Altar unzählige Kerzen in grünen Tannenbäumen entzündet waren, die Orgel aufrauschte zum mächtig gesungenen „Heiligste Nacht ...“ und eine lange Kette prächtig gewandeter Meßdiener vor den beiden Priestern in ihren festtäglichen Messgewändern aus der Sakristei kamen.

Als ich fünf oder sechs Jahre alt war, kamen mir erste Zweifel am Christkindglauben. Auf dem Wege zur Kirche hatte ich mit meinen Spielkameraden, dem Kurenbachs Pitter und dem Kurenbachs Christian, am zweiten Weihnachtstag einen Disput, wo ich aufsässig behauptete, daß es überhaupt kein Christkind gibt. Denn z.B. daß die Reichen reiche und die Armen arme Geschenke bekommen und daß sich unsere Eltern vor dem Fest immer so abplagen müssen, das könne doch nichts mit göttlicher Güte und Gerechtigkeit zu tun haben. Ich habe zwar nicht diese Worte gewählt, die waren mir so noch nicht

geläufig, aber meinen tat ich es so, und verstanden wurde ich so.

Vielleicht war das bei mir der Beginn meines großen Zweifels, der später, im Alter von fast 70 Jahren, eingemündet ist in die sichere Gewißheit, daß es den Gott, den sich die Menschen zurechtlegen, weil sie anders die Frage nach Ursprung und Sinn des Seins nicht fassen können, nicht gibt. Denn das, was sich auf Erden und oft auch unter dem Mantel der Gottgläubigkeit an sozialem Unrecht und bitterer Ungerechtigkeit zuträgt, die einen prassen, die anderen hungern, das kann doch nicht von einem allmächtigen, allwissenden und allgerechten Gott herkommen. Zumindest paßt das alles nicht in die Lehren über Gott und das Leben, egal ob katholisch, evangelisch, buddhistisch, islamisch oder sonstisch! Was aber dann? Ich weiß es nicht. Und damit habe ich mich inzwischen abgefunden

Eigenartigerweise gehe ich seither viel gelöster und gelassener zur Kirche, meist sogar gerne, einmal weil es sonst kein richtiger Sonntag wäre, sicher auch um Leute zu treffen, aber auch, um sie, die Kirche, bewusst zu unterstützen, denn ich weiß auch, daß Glaube und Religion für viele Halt und Hoffnung sind und gelegentlich auch Ansporn zu gutem Tun. Und das verdient Achtung und Toleranz!.

Eines glaube ich in jedem Falle auch heute noch unverbrüchlich, nämlich dass Mutter uns den schönsten Weihnachtsbaum auf der ganzen Welt machte, mit bunten Kugeln, ganzen Kugelketten, Engelshaar, Lametta, einem gläsernen Glöckchen und einer prächtigen Spitze ganz oben. Und dann die

brennenden Wachskerzen! Und schließlich die spritzenden Wunderkerzen über der moosgedeckten Krippe mit all ihren Figürchen unter dem so prächtig geschmückten Baum! Was könnte noch schöner sein!

... und die anderen Festtage.

Ostern brachte der Osterhase uns Kindern buntgefärbte Ostereier, bei gutem Wetter in Nester aus Heu oder auch nur lose hingelegt, im Bungert vor dem Hause, unter Bäumen und Sträuchern versteckt. An den Hasen glaubten wir nicht sonderlich lange, dafür entschädigte uns das Ostereierfärben. Unsere Finger glänzten in allen Wasserfarben der Welt. Pfingsteier, das war etwas ganz anderes, damit hatten die Großen zu tun, die Junggesellen des Dorfes, denen wir Kinder eine Wegstrecke lang im Pulk hinterherliefen, wenn sie Pfingstsamstagabend von Haus zu Haus zogen, ihr seit alters her feststehendes Bettellied sangen, dafür dann Eier, Speck oder auch Bargeld entgegen nahmen, und damit zum Schluss zur Gaststätte Otto an der Sterinringenseck zogen, um dort ein großes Fest zu beginnen. Die Pfingsteier wurden mit Speck in der großen Pfanne gebrutzelt, mit viel Schnaps begossen, und weit nach Mitternacht zogen die Ausdauernden zum Ölberg, wo sie auf einem Haldenvorsprung bis zum Sonnenaufgang weiterfeierten. Hierdurch bekam dieser Haldenvorsprung den Namen „Zum Sonnenaufgangblick“, wofür heute noch ein steinerner Wegweiser zeugt.

Fast vergessen ist anscheinend der Brauch der Strücher Junggesellen, in der Nacht zum 1. Mai nicht nur die Maibäume an die Dachfirste der ersteigerten Maibräute zu setzen, sondern auch noch allerlei Unfug zu treiben. So wurden vor allem Garten- und Hoftörchen aus den Angeln gehoben und hoch oben in Birn- und Apfelbäumen aufgehängt. Dem Bauern Haas hatte man sogar mal den „Plauch“, die Walze zum Plattwalzen der Äcker, entführt. Wir Kinder fanden das lustig, die Betroffenen wohl weniger, die das frühmorgens entdeckten. Ich glaube, dieser Unfug ist Mitte der 30er Jahre langsam aus dem Brauchtum verschwunden.

Kleinere Feste für uns Kinder war das von St. Barbara, die uns zum 4. Dezember die aufgestellten Schuhe mit Süßigkeiten füllte, aber nur, wenn sie von uns selbst geputzt waren, und das so sauber wie selten! Und dann das Fest vom heiligen Nikolaus. Der wurde auch schon mal der „heilige Mann“ genannt, ich glaube allerdings, nur von den Evangelischen, die ihn zu Weihnachten brauchten, weil sie kein Christkind hatten. Etwas verwirrend, das Ganze. St. Nikolaus brachte schon deutlich mehr als St. Barbara, er brauchte schon die von uns Kindern aufgestellten Teller, nicht nur Schuhe, um alles hineinzutun, vor allem den Weckmann (auf der Strüch allgemein „Hierz“ bzw. „Hierzemann“ genannt) mit der eingebackenen Tonpfeife. Es gab auch welche ohne diese Pfeife, die schätzten wir aber nicht, es waren Weckmänner zweiter Klasse. Die Tonpfeife

ließ sich prächtig brauchen zum Rauchen von getrockneten Blättern von den Kastanien- und ähnlichen Bäumen auf dem Schulweg.

Eindrucksvoller war uns eigentlich der St. Martin, denn während St. Nikolaus damals nur über Nacht kam und von uns daher nicht gesehen ward (heute ist das ja vielfach anders), ritt St. Martin in silberglänzender Uniform mit goldenem Helm im Zug durch das Dorf mit. Links und rechts wurde er eskortiert von Feuerwehrleuten mit brennender Pechfackel. und wir Kinder, geleitet von unseren Lehrern, zogen vorneweg, bunte Fackeln in der Hand, die oft mit viel Mühe und Liebe selbst gebastelt waren und entsprechend bestaunt wurden. Wir hatten meist eine ausgehöhlte Futterrübe, in die ein Gesicht geschnitten und eine Kerze hineingesetzt war, Vorneweg marschierte der Musikzug der Feuerwehr und spielte Martinslieder, die wir voll Inbrust mitsangen. Schon Tage vorher waren wir von Haus zu Haus gezogen, hatten das sogenannte „Dotzlied“ gesungen, mit dem wir um eine Geldspende baten und an keiner Tür enttäuscht wurden. Neben Pfennig-, 5- und 10-Pfennigstücken gab es bei besonders guten Adressen auch schon mal mehr, und die Kinder der verschiedenen Dörfer wetteiferten, wer das meiste zusammengedotzt hatte. Neben Geld gab es auch schon mal Bohnenstroh und Kartoffelquecke für das Martinsfeuer. Zusätzlich sammelten wir dafür auch Abfallholz, auf den Steinbruchhalden oder auch im nahen Wald (auch schon mal welches, das wir heimlich mit einem Beil abholzten, wobei die aufsichtführenden Lehrer meist beflissen wegguckten). Unser Martinszug begann an der Schule, führte zur Stübhalde, dort wurde das in unseren Augen riesengroße Martinsfeuer abgebrannt, wir sangen noch mal das „St. Martin...“ und dann ging es im Zug zurück

zum Schulhaus. Dort bekam jedes Kind vom heiligen St. Martin einen süßen Martinsstuten in die Hand gedrückt.

Ein einmaliges und höchstpersönliches Fest war die Erstkommunion. Es wurde ein Kranz um die Haustür gewunden und Blüten auf den Weg bis zur Straße gestreut. An meine eigene Erstkommunion habe ich aber nur noch vage Erinnerungen. Es war am Weißen Sonntag 1930, und ich gehörte mit meinen acht Lebensjahren zu den wenigen aus unserer Schulklasse, die da schon mitgingen, u.a. „de Keß“. Des erinnere ich mich, weil Willi, der „Keß“ genannt wurde, mein Kommunionpaar war, d.h. mein Partner für den feierlichen Weg von der Oberpleiser Schule bis zur Kirche. Seinen Spitznamen hatte Willi vom Fußballspielen auf der Straße vor der Schule, da konnte man das noch ungestört. Wir Kinder gaben uns damals den Namen unserer Fußballidole, die wir vom Radio kannten oder von den Erzählungen der Erwachsenen. Einer der damaligen Nationalspieler war Willibald Kreß, der Torwart. Da Willi unbedingt im Tor stehen wollte, rief er: „ich ben de Keß“, er hatte den Namen „Kreß“ nicht richtig im Gedächtnis und damit seinen Spitznamen weg.

Ich erinnere mich, daß ich nachmittags zum Kommunionunterricht nach Oberpleis mußte. Der Weg war lang, aber meist recht vergnüglich. Einmal nahm mich Gast`s Pitter von Bellinghauserhohn mit seinem Fahrrad mit. Ich wäre lieber zu Fuß weitergegangen, denn ich war Radfahren nicht gewöhnt und deshalb etwas ängstlich. Außerdem saß man vorne „auf dem Bau“ des Fahrrads nicht gerade gemütlich, ich rutschte mit meinem spitzen Hintern mal nach rechts und mal nach links und krampfte mich mit

meinen Händen immer fester an den Lenker an, den ich an sich nur leicht festhalten durfte, damit Pitter bei seinen Lenkmanövern nicht behindert würde. Kurz vor Auel geriet ich mit den Füßen in die Speichen des Vorderrades. Wir überschlugen uns „helbändig“. Gottlob gab es nur ein paar Schrammen. und Pitters Rad war leicht verbogen. Mitgenommen hat er mich seither nicht mehr.

Dann ist mir noch ein Ereignis in Erinnerung, das sich beim Heimweg vom Kommunionunterricht zutrug. Wir gingen den Weg, wie üblich, nicht geradewegs nach Hause sondern machten, mal hier mal da, Umwege und Abstecher. Beim Heimweg, an den ich mich erinnere, trugen wir das Kommunionblättchen bei uns, ein teils erbauliches, teils lustiges Blättchen, das uns der Herr Pastor in regelmäßigen Abständen mit nach Hause gab und das ich daheim bei den Eltern immer fein säuberlich abliefern musste.

Und heute blieb mir beim Überspringen des Auelsbaches das Blättchen im Weidengestrüpp hängen und riß an einer Ecke ein. Ich habe auf dem weiteren Weg alle Ängste ausgestanden, aber an weiteres erinnere ich mich nicht. War wohl doch nicht so schlimm geworden

Am Samstag vor Weißen Sonntag ging ich mit Vater zum Blumen- und Zweigepflücken, mit denen wir den Weg von der Tür bis zur Straße schmückten, Dort würde ich anderntags drübergehen. Vater fragte mich dabei, was morgen, am weißen Sonntag, das wichtigste wäre und ich antwortete jedesmal brav: „Daß der Heiland zu mir kommt“, also nicht, daß mich Onkel und Tanten sicher schön beschenken würden. Vielleicht habe ich aber doch auch ein wenig hieran gedacht.



Fröhliche Kommunionkinder von der Strüch

Beim Bauern.

Ich habe schon erwähnt, dass in der Erntezeit der Bauer Haas, der einzige Bauer unseres Dorfes und einer der Namhaftesten auf der ganzen Strüch, wenn man vom Buschhof und den Bellinghauser Höfen absieht, dass der die Nachbarsfrauen zur Taglohnarbeit auf seinen Äckern ad hoc zusammenholte. Als ich zehn Jahre alt war, nahm mich Mutter mit aufs Feld zur Kartoffelernte. Eine kurze Zeit habe ich auch fleißig mitgeholfen beim Kartoffellesen, aber in der irrigen Annahme, ich täte das freiwillig. Ich lief mit Mutter hinter dem pferdebespannten Pflug her, mit dem der Haas Lambert Furche um Furche zog und dabei die Kartoffelpflöcke umstülpte. Wir mußten sehen, daß die eine Furche leer, d.h. abgelesen war, bevor Lambert wieder mit dem Pflug da war und die nächste Furche zog. Manchmal hatte Lambert auch schon einige Reihen gestülpt, ehe die Leserinnen da waren. Dann mußte einer, das war dann ich, die Pflöcke mit der Hand aufnehmen, die Kartoffeln abschütteln und die Quecke zu einem Haufen zusammenlegen. Die vollen Eimer und Körbe wurden zur bereitstehenden Karre getragen und hineingekippt. Das aber machte für mich der Bauer oder die Mutter, denn das war dann doch zu schwer für einen Elfjährigen.

Wie gesagt: beim ersten Mal hatte ich geglaubt, ich solle die Mutter nur zum Feld begleiten, bräuchte dort aber nur so lange mitzuarbeiten, wie es mir gefiel, ansonsten könne ich mit Weilers Häns spielen, dessen Mutter ihn ebenfalls mitgenommen hatte. Abends machte mir Mutter aber in aller Strenge

klar, daß sie sich meinethalben fürchterlich geschämt hätte. Alle hätten doch erwartet, daß ich die ganze Zeit über fleißig Kartoffeln lesen würde. Das ging mir mächtig unter die Haut, und ab da gab es für mich auf dem Acker keine Spielpausen mehr, denn schämen sollte Mutter sich meinethalben nicht mehr. Ihr Vorwurf hatte mich so tief getroffen, daß ich ihn bis heute nicht vergessen konnte. Im übrigen befindet sich in der Strücher Chronik ein Foto von den Dorffrauen, et Jungbluts Trien, et Wielesch Liß, dem Kreuz Tünn sing Mutter, de Röttgensfrau un et Haas Marie, beim Kaffeetrinken auf dem Kartoffelacker am Stüß. Den Kaffee brachte die Bäuerin, et Haas Marie, in einer riesengroßen Blechkanne aufs Feld, zusammen mit köstlichen Butterbroten.

Die härteste Arbeit war in meinen Augen das Getreidebinden. Hierbei mußten die Binderinnen hinter der von zwei Gäulen gezogenen Mähmaschine herhecheln und die in kurzen Abständen abgelegten Getreidegarben mittels eines aus dem Stroh fix gedrehten Strickes so fest zusammenbinden, dass sich die gebundenen Garben, die sogenannten „Schobben“, zu sogenannten „Hustern“ giebelartig zusammenstellen ließen, ohne dabei wieder auseinanderzufallen. Das war schon eine arge Mühsal, in glühender Sonnenhitze stundenlang eine zugeteilte Strecke fast nur gebückt hinter der Mähmaschine herzuhecheln, Garbe um Garbe zu binden und beiseite zu legen, auf dass die erneut vorbeikommende Mähmaschine freie Bahn fände, am Ende der Strecke, da wo die nächste Binderin anfing, sich mal kurz das Kreuz durchzurecken und dann, wenn der Bauer mit der Mähmaschine auf seinem Rundkurs

um das Getreidefeld wieder anlangte, erneut gebückt seine Strecke zu machen. Als ich größer war, so mit 11 oder 12 Jahren, nahm Mutter mich mit, und ich versuchte, ihr ein Stück von ihrer Strecke abzunehmen, immerhin so gut, daß ich schlicht und einfach eine eigene Strecke zugeteilt bekam. Darauf war ich stolz, aber nicht lange, dann spürte ich im Kreuz, was das bedeutete.

Später musste ich dann auch beim Dreschen des Korns, des Hafers oder des Weizens helfen. Ich stand meist oben auf der Dreschmaschine, nahm dort die von unten mit einer langen Gabel hochgereichten Garben entgegen, schnitt die Bindung auf und gab sie dem auf seinem Podest sitzenden Bauern zum Einführen in die Maschine weiter. Inzwischen hatten Haas einen „Selbstbinder“ für die Getreideernte, so daß sich die Garben leichter aufschneiden ließen,



Beim Bauern Haas bei der Getreideernte: Jungbluts Hannes, Karl Haas, Karola Bellinghausen und ein polnischer Zwangsarbeiter.

waren sie doch jetzt mit Bindfäden statt mit Stroh gebunden. Wegwerfen durfte man die aufgeschnittenen Bindfäden aber nicht, sie wurden vielmehr gesammelt, um sie wiederverwenden zu können, z.B. zum Zubinden von Getreide- oder Kartoffelsäcken.

Einmal luden Haas mich zum Mittagessen ein. Sie meinten es gut, denn gewiss bekäme ich bei ihnen Besseres „zwischen die Rippen“ als daheim. Doch ich wäre lieber nach Hause gegangen, weil ich nicht wusste, wie die Tischsitten bei „feineren Leuten“ wären. Würde ich mich hier nicht blamieren? Doch ich konnte mich dem Drängen von Haas Marie nicht entziehen. Ich war aufgeregt, zumal auf dem Tisch neben den Tellern Messer und Gabel lagen. Jetzt müsse ich also mit Messer und Gabel essen, was ich noch nie gemacht hatte. Zu Hause schnitt entweder die Mutter das Fleisch, so es welches gab, in Stückchen, bevor das Essen begann. Und jetzt saß ich da, am Mittagstisch bei Haas, und hatte rechts vom Teller das Messer und links die Gabel. Da fiel mir ein Ausweg ein. Als ich aufgefordert wurde, mir Fleisch zu nehmen, behauptete ich, ich möge kein Fleisch. Haas Marie und die anderen reagierten ungläubig und bezeichneten mich als schluchig. „Schluchig“ ist jemand, der nicht alles sondern nur ausgesuchte Sachen isst. Und dabei hätte ich um mein Leben gern Fleisch gegessen, ich hatte doch einen solchen Hunger darauf!.

Später habe ich dann doch gelernt, mit Gabel und Messer zu essen.

In der Schule.

Es war für uns Kinder schon sehr imposant, diese mächtige Backsteingebäude mit der bruchsteinbewehrten Veranda davor, zu der beidseits eine Stein-
treppe hinaufführte zu den beiden Eingängen, vor denen wir uns zum Pausenende klassenweise in Zweierreihen aufstellen und auf ein Zeichen des Lehrers sitzsaft in die Klassen zurückgehen mussten. Links war der Eingang zu den beiden Klassenräumen, unten für das 1. und 2. und oben für das 3. bis 5. Schuljahr. Im rechten Flügel war nur der obere Klassenraum belegt, mit dem 6. - 8. Schuljahr. Auf der Veranda stolzierten während der Schulpausen die Lehrer, die die Pausenaufsicht hatten oder die sich über den Gang des Schulunterrichts oder auch nur über das Wetter unterhalten wollten. Von hier hatten sie den vorderen Pausenhof mit seinen prächtigen Linden im Auge. Lediglich die sogenannten „Häuschen“ unter der Veranda, vom Erbauer wohl als Regenunterstand gedacht, waren von oben nicht einsehbar. Die bezogen wir ins Versteckenspielen gerne mit ein. Ebenfalls nur teilweise von der Veranda aus zu kontrollieren war der seitliche Pausenhof. Auf dem durften sich aber regulär nur die Kinder aus der Oberklasse (6.-8. Schuljahr) aufhalten, was aber nicht so exakt zu kontrollieren war. Begrenzt wurde der seitliche Pausenhof zur oberen Straße hin durch eine Reihe von Klo-Häuschen und einem Pissoir dahinter für die Jungs.

Beheizt wurden die Klassenräume mit bulligen Rundöfen aus Eisen, in die die hierfür eingeteilten Schüler mit Briketts und Kohlen nachfüllten, die sie in blechernen Tragekästen unten aus dem Vorrats-

raum holen und zu zweit die Treppen heraufschleppen mussten. Rauchte der Ofen, gab das eine nicht gerade unwillkommene Unterbrechung des Unterrichts, denn dann mussten Fenster geöffnet und im Ofen gestochert werden. Im linken Schulflügel war unten zu ebener Erde das Spritzenhaus der Feuerwehr. Dort roch es ziemlich modrig, aber meist konnte man da gar nicht rein, weil es verschlossen war und der Schlüssel beim Hauptlehrer lag. Ich erinnere mich an zwei mächtige Brände, zu denen unsere Feuerwehr ausziehen mußte.

Das eine war der Brand am Buschhof. Wir Kinder hatten Unterricht als plötzlich verschrecktes Rufen ertönte: „Es brennt! Es brennt!“ Wir stürzten ans Fenster, sahen in Richtung Buschhof Feuerschein am Himmel, und dann hielt uns nichts mehr. Halb mit, halb ohne Lehrerlaubnis rannten wir hinter der Feuerwehr her und sahen, als wir das damals noch völlig freie Wiesengelände hinter Bennert erreicht hatten, vor uns das furchterregende Bild der hellauf brennenden Stallungen und den imponierenden Kampf unserer Feuerwehrmänner, wie sie zu acht Mann Wasser pumpten und welche auf hohen Leitern halsbrecherisch die Spritzen in die lodernde Glut richteten. Ob wir angesichts dieses aufwühlenden Ereignisses heute noch mal in die Schule zurück müssten? Diese Frage beantworteten einige, darunter auch ich, nach kurzer Güterabwägung mit „Nein“. Anderntags gab es hierfür eine Rüge, aber nicht so arg, denn zum einen hatten die Lehrer da doch Verständnis für die Neugier der aufgewühlten Kinder, und möglicherweise ging es auch deshalb glimpflich ab, weil ich dabei war, denn beim Lehrer hatte ich schon einen Stein im Brett.

Der andere Brand war der am Fronhof in Heisterbacherrott. Ich sehe jetzt noch die lodernen Flammen aus der großen, mit einem runden Wellblechdach versehenen Scheune. Wir Strücker Kinder standen an der Stelle, wo der Pützburger in die Wiesenstraße einmündet; von hier konnte man das Schauspiel am besten sehen, denn im Abhang nach Heisterbacherrott standen noch keine Häuser

Neben der Eingangstür zum rechten Schulflügel war die Pausenglocke aufgehängt, die der zum Klassendienst eingeteilte Schüler pünktlich zu Beginn und Ende der Pausen kräftig läuten musste. In den Klassenräumen saßen wir auf langen Schulbänken mit ebenso langen Pultreihen davor. Unter den Pultflächen war die Ablage für unsere Schulranzen, aus dem wir die jeweils benutzten Bücher nahmen. Das Pult selbst war hinten etwa 10 cm abgeflacht, dort befand sich eine Mulde für Bleistift, Federhalter und, in den ersten beiden Schuljahren, den Griffel und daneben auch das Loch für das porzellane Tintenfüßchen, das aus einer großen gläsernen Tintenflasche nachgefüllt wurde.

Im 5. Schuljahr hatten wir mal soviel Jungen in der Klasse, daß einige auf der Mädchenseite sitzen mußten, ganz hinten in der letzten Bank. Nun hatten die Mädchen damals fast alle lange Zöpfe. Die vor sich baumeln zu sehen, war zu verführerisch. Da müßte man doch einen Streich spielen können! Also nahmen die Jungs eines Tages die langen Zöpfe der vor ihnen sitzenden Mädchen und klemmten sie, von denen natürlich unbemerkt, unter die Blechdeckel der Tintenfüßchen. Wurde jetzt eines der Mädchen aufgerufen und wollte demgemäß aufstehen, klemm

te es mit dem Zopf, zerrte sich ein bißchen und erschrak wegen des blechernen Klapperns in seinem Rücken. Meist war wenig Tinte in den Füßchen, so daß sonst nichts passierte. Nur einmal war ein Füßchen frisch gefüllt, und das Mädchen sprang auch gar zu ungestüm hoch, als der Lehrer seinen Namen nannte. Da gab es böse Flecken auf dem Kleid und im Haar und eine gehörige Tracht Prügel für den Sünder. Ob ich selbst in die Sache verwickelt war, weiß ich nicht mehr; die Geschichte hat mir mein Schulfreund Alfred Linden 1991 erzählt, als wir Erinnerungen austauschten.

Der Engelberts Helmut betupfte mit der Schultinte immer die Warzen, die er an den Fingern hatte. Davon gingen die weg, glaubte er allen Ernstes. Man sieht also, zu was die Tintenfüßchen in unserer Schule alles gut waren.

In den ersten beiden Schuljahren unterrichtete uns Fräulein Schwind. Die wurde von uns Dreikäsehochs schon mal an der Tafel karikiert als „die Frau met de decke Memmen“. So bezeichneten wir despektierlich ihren imposanten Busen. Später übernahm Fräulein Felten die Anfangsklassen, da war ich aber schon in der nächsthöheren, beim Harges, der das 3. bis 5. Schuljahr unterrichtete. Und auf der rechten Schulseite, im oberen Klassenraum, da herrschte der „Simm“, der Hauptlehrer Franz Symonofsky. Simm war der Chef von den anderen, aber nicht nur deshalb hatten wir einen besonderen Respekt vor ihm. Er wirkte mit seiner randlosen Brille so richtig streng, strenger als die anderen Lehrpersonen, aber ich meine mich auch an ein gütig-freundliches Lächeln bei ihm zu erinnern, Da unter

scheide ich mich allerdings von meinen Geschwistern und vielen anderen, die beim Simm in der Schule waren und ihn als „streng und ungerecht“ erlebten, manche sogar als ausgemachtes Ekel. Mein Bruder Stefan, mitdem ich über die Beurteilung von

Simms menschlichen Qualitäten stritt, sagte: „Du kannst nicht mitreden, Du warst für den Simm ein Vorzeigeschüler.“



Impressionen



Lieb Vaterland, magst ruhig sein ...
Rainer Bellinghausen (heute Mertenbitze) in
etwas zu großen Stiefeln



Auf der Mertenbitze
(oben: Ina Schniggenberg mit den Hühnern und das Winter-
scheidshaus im Hintergrund



unten: Das Jauchefäß auf dem Handleiterwagen



Impressionen



Vor meinem Vaterhaus
Neben dem Vater: Christine mit Karli Häsler und Lieschen,
daneben Nachbarsleute



Eine der vorzüglichen Strücher Handballmannschaften



Füttern der Pferde vom Bröls Dures-
Im Hintergrund die Rückseite unseres
Hauses (heute Siebengebirgsstr.)



Die Ottsfamilie vor dem Otts-Haus (heute Ecke Rosenau- und
Kleinölbergstraße). V.l.n.r.: Frau Otto (Schwester vom Fiens
Hannee), Heinr., Elis. Und Dominikus Otto, Otts Agnese mit
Tochter Siegtrud, Enkelin Marlies Rüter, Hubertine Otto

Kirmes und andere Abwechslungen

Wir konnten unsere kleine Heimat gut überblicken, kannten uns darin aus und liebten sie. Aus ihrem Dunstkreis kamen wir kaum mal heraus. Die Schulausflüge gingen zur Ahr oder ins Oberbergische oder zum Kölner Zoo, wenn sie überhaupt stattfanden. Meist beschränkte man sich aufs Schulwandern im Siebengebirge.

Im Sommer 1935 erlebte ich meine erste große Reise: ich nahm an einer Kinderlandverschickung der NSV teil, zusammen mit einigen anderen Kindern aus unserem Schulbezirk. Ich verlebte bei einer Familie Möring in Lüstringen bei Osnabrück wunderschöne 6 Ferienwochen, gebe aber zu, daß ich drei Tage lang fürchterliches Heimweh hatte, Heimweh nach denen daheim und Heimweh nach dem vertrauten Heimatdorf. Ich saß heimlich in Mörings Gartenlaube und heulte zum Steinerweichen. Und Mörings, die das nicht merken sollten, aber doch mitbekamen, sagten zueinander: „O Gott, was wird das werden?“ Es wurde aber, wie gesagt, ein schönes Erlebnis, über das ich auf Anregung von Lehrer Harges, der für die Aktion verantwortlich und deshalb schön stolz war, einen Bericht für den „Westdeutschen Beobachter“ schrieb, von dem ich dann sogar ein Honorar erhielt: Fünf Reichsmark, abzuholen bei Schmicklers, dem kleinen Lädchen, in dem die Schmicklers auch ihre Posthalterei betrieben. Der alte Schmickler machte damals die Zustellung, mit geschultertem Spazierstock, an dem Pakete und Päckchen aufgereiht waren. Es gab auch schon mal Sensationelles auf unserer Strüch.. Zum Beispiel den Vorbeiflug des Zeppelins oder der DO X, dem größ-

ten Wasserflugzeug der Welt. Wenn die angekündigt waren, rannten wir auf die nahen Berge, von denen aus wir den Rhein sehen konnten, über den die imposanten Flugobjekte Kurs hielten. Wir waren jedesmal ungeheuer beeindruckt, wie majestätisch der Zeppelin seine Bahn zog. Auch von der massigen DO X mit ihren acht Motoren, die ich aber nur einmal gesehen habe.

Die Straße war für uns Kinder noch weitgehend zum Spielen da, z.B. mit Klickern und Murmeln auf dem Schulweg, zum Reifenschlagen oder Kästchenhüpfen. Besonderen Spaß machte auch der „Diddeldopp“, der Kreisel, den wir peitscheschlagend in Bewegung hielten. Auf dem Schulhof spielten wir dann noch Verstecken und Nachlaufen, Bäumchenwechsle-dich, Völkerball und Schlagball.

Einen Sommer lang war die Straße vor unserem Haus allerdings ein wenig gefährlich, denn der Webers Pitter hatte sich mit Kumpanen ein Rennauto gebaut, das er auf der Straße in Richtung Ittenbach ausprobierte und dabei einen Krach machte, als hätte man den Nürburgring zu uns verlegt. Sogar der „Westdeutsche Beobachter“, das Monopolblatt der Nazis im Gau Köln-Aachen, berichtete über Pitters Treiben, allerdings sehr böse. Hühner, Katzen und Menschen würden verschreckt und vielleicht totgefahren, und der Krach sei nicht zu ertragen.

Das Wort „Nürburgrennen“ elektrisierte damals jung und alt. Wer nicht hinfuhr, hing mit dem Ohr am Radio. Und weil anfangs der 30er Jahre nur wenige ein Radio hatten, versammelten wir uns an der oberen Dorfecke, wo heute die Kleinölbergstraße mit der Rosenaustraße kreuzt. Dort wohnten die „Wie-

lesch“, die Otts und die Röttgens, und vor deren Haus stand eine Bank, auf der die Nachbarsleute saßen und dem Radio zuhörten, das gegenüber auf der anderen Straßenseite der Eugen Förster herausgehängt hatte.

Eugen Förster hatte in dem kleinen Ziegelbau direkt an der Ecke zur Straßenkreuzung eine Elektrowerkstatt, ich glaube auch ein Radiogeschäft. Wir Buben haben den mal geärgert, indem wir beim Spielen immer wieder die Tür zu seiner Werkstatt aufrissen, irgend etwas hineinriefen und dann um die Ecke verschwanden. Man konnte sich in dem verwinkelten Hof und in der gegenüberliegenden Scheune von Haas auch schnell und sicher verstecken. Doch der „Eu“ hat sich das nur eine Weile angesehen, dann schrie plötzlich einer von uns wie am Spieß. Eu hatte Strom in die Türklinke gelegt, nur schwachen zwar, aber der reichte. Keiner von uns wagte mehr, die Klinke zum Unfugtreiben anzufassen. Dieser Eugen Förster hingte bei Großereignissen, z.B. dem Nürburgrennen oder beim „Frohen Samstagnachmittag“ oder bei stets groß angekündigten Führerreden einen Lautsprecher raus und beschallte damit die ganze Umgebung. Ich war richtig fasziniert, wenn Hitler wieder mal anfing: „Als ich am 30. Januar 1933 die Macht übernahm, lag Deutschland darnieder ...“ und dann folgten unendlich lang die statistischen Vergleiche, mit denen er dem Volke klarmachte, um wieviel alles besser geworden sei. Ich muß zugeben, daß mich kleinen Buben das ziemlich beeindruckte.

Irgendwann Mitte der 30er Jahre hatten wir dann auch ein Radio, den sogenannten Kleinempfänger,

mit dem wir nur einen oder zwei Sender klar empfangen. Daneben gab es den schon etwas anspruchsvolleren „Volksempfänger“, ebenfalls ziemlich preiswert. Die Nazis wussten schon, weshalb sie die billigen Radios so förderten, dass sich bald alle eines anschaffen konnten: Damit hatten sie alle am sichersten an der Propagandaleine.

Doch zurück zum Nürburgrennen. Dorthin fuhr der Ottersbachs Hein aus Steinringen mit seinem zum „Omnibus“ umgebauten Lastwagen. Hein stellte einige Bänke auf die Ladefläche, befestigte die irgendwie, spannte eine Plane über eine selbstgebaute Verdeckvorrichtung und fertig war der Reisebus. Zugegebenermaßen nicht sehr komfortabel, aber die Leute waren damals noch nicht sehr anspruchsvoll.

Dass es mir bei der ersten Fahrt mit Heins „Omnibus“ bereits nach wenigen Kilometern, im Mantel vor Kloster Heisterbach totschlecht wurde, lag aber nicht an Heins Gefährt sondern an meinem labilen Magen. Damals war es mein erster Ausflug, der Kommunionausflug zum Roten Hahn, dem alljährlichen Ziel der hiesigen Kommunionkinder. Später habe ich dann noch oft genug unter der Labilität meines Magens gelitten, immer wenn es irgendwo auf und ab oder rund ging, z.B. auf Kirmeskarussells. Aber auch beim Bahnfahren ist es mir noch viele Jahre lang regelmäßig schlecht geworden, vor allem beim Straßenbahnfahren. Einmal, es war 1936, begleitete mich Onkel Will zu einer der Eignungsprüfungen bei der Post nach Köln. Hin ging es ganz gut, aber auf der Rückfahrt musste er mit mir in Beuel schnellstens aus der „Elektrischen“ aussteigen.



Hein Ottersbachs Busunternehmen, das er offenbar in Ittenbach begonnen und dann auf die Strüch verlagert hat

Der Schaffner wartete aber freundlicher Weise, bis ich mich fertig übergeben hatte und wieder eingestiegen war. Das gab es damals!

Welcher abgrundtiefe Leichtsinn es war, der mich 1941 dazu brachte, mich freiwillig zur Kriegsmarine zu melden, begreife ich im nachhinein immer noch nicht. Bereut habe ich es jedesmal, wenn bei Windstärke 4, später bei 6, mein Magen rebellierte, so daß ich zuerst Angst hatte zu sterben, und, wenn es dann ganz schlimm wurde, Angst, so weiterleben zu müssen. Aber wie das so ist im Leben: Kaum hatte ich wieder festen Boden, war auch die Reue weg.

Jedenfalls musste Ottersbachs Hein irgendwann sein Reiseunternehmen einstellen, die Vorschriften waren strenger geworden. Damit war es dann auch vorbei mit den billigen Schulausflügen und mit den preisgünstigen Fahrten zum Pützchensmarkt und zum Nürburgring. Heins Lastwagen fristete ab jetzt sein Dasein als Milchtransporter. Frühmorgens ging es immer die gleiche Strecke, wo die Bauern auf „Milchböcken“ ihre gefüllten Milchkannen bereit stellten, sie wurden gegen leere ausgetauscht. In meiner Landhilfezeit habe ich oft mit einer Schubkarre oder einem Leiterwagen die frisch gefüllten Kannen zu fast noch nachtschlafender Zeit zur „Kannenfabrik“ fahren. Warum die Straßenecke in Oberpleis diesen Namen trug, weiß ich nicht, jedenfalls nicht wegen dem Milchkannenaustausch.

Pützchens Kirmes, das war ein Fest, das sich kaum einer in der hiesigen Gegend entgehen ließ. Ganze Familienscharen pilgerten zu Fuß dorthin, vielen war es sogar egal, wie das Wetter war. Als Hein noch fuhr, war sein Wagen immer proppevoll. Soweit ich

mich erinnere, bin ich selbst in meiner Kindheit aber nur einmal hingekommen. Vater ging damals mit uns Geschwistern, zu Fuß natürlich, anderthalb Stunden hin, das gleiche zurück und dann das Hin- und Herziehen über den unendlich großen Festplatz, das machte ganz schön müde. So wie ich das schildere, erkennt man schon, daß mir das alles keinen übermäßigen Spaß gemacht hat, zumal wir ja doch kein Geld hatten, um überall da hineinzugehen, wo Sensationen angepriesen waren (vor allem das Steilwandfahren), von denen anderntags die Mitschüler begeistert schwärmten.

Vergleichbar mit dem Pützchenfieber, eher noch höher einzuschätzen, war das Fastelovendsfieber, also das Karnevalsfieber. Selbst Tante Lißchen, die Gestrenge, stand im Ruf, auf Weiberfastnacht außer Rand und Band zu geraten. Ein wenig naserümpfend erzählten dann bei uns die Großen, daß „et Lißchen“ wieder mal im Auel auf dem Tisch getanzt hätte, während Onkel Ernst daheim das Haus hütete. Als wir noch klein waren, war es Usus, daß die Kinder sich auf Fastelovend verkleideten, als Hexen, als Teufel oder sonstwie phantasievoll mit alten Kleidern aus Vaters oder Mutters Ablagen, möglichst mittels einfacher Stoffmasken unkenntlich gemacht. Alsdann galt es, andere Kinder, möglichst welche aus dem Nachbardorf, mit „de Pritsch“ zu bedrohen oder auch zu verhauen. Solche „Straßenschlachten“ tobten dann hin und her, je nachdem auf welcher Seite die meisten oder sie Stärksten aktiv waren.

Ein besonderes Ereignis in unserem dörflichen Alltag war das Erscheinen des Heringswagens oder das des Lumpensammlers, beides pferdebespannt.

Der Heringsmann schwang eine große Glocke und brüllte „Hääringe!!“ Mutter holte dann, wenn sie Geld hatte, eine Schüssel oder ein Eimerchen voll Heringe. Heringe waren damals ein besonders billiges Nahrungsmittel, dabei auch noch, mit Pellkartoffeln dazu, ein vorzüglich schmeckendes. Auf Karfreitag gab es richtigen Fisch, auch vom Heringsmann, meist gekochten Schellfisch. Etwas seltener, aber doch mit einer gewissen Regelmäßigkeit, zog Cohns David aus Quirrenbach mit seinem Lumpensammelwägelchen, ebenfalls eine Glocke schwingend, mit dem Ruf „Lumpen, Eisen, alte Knochen!!“ durch die Dörfer. Auf ihn will ich in einem späteren Abschnitt noch mal zurückkommen.

Brot und Brötchen wurden von den hiesigen Bäckerreien nicht nur im Laden verkauft, sondern auch mit Spezial-Pferdefuhrwerken, kutschenartigen Kastenwagen mit schöner Beschriftung, ausgefahren. Oben auf dem Kutschbock saß peitscheschwingend der Bäckermeister, beispielsweise der Obermeier aus Stieldorferhohn. Die Geschwister Gratzfeld aus Hasenboseroth kamen mit einem übergroßen handgezogenen Leiterwagen und brachten ihr herrlich frisches langes Schwarzbrot aus ihrem „Backes“. Backes nannte man die alten steinernen Backöfen, wie man sie damals noch auf einigen Bauernhöfen finden konnte. Die Gratzfelds mußten ganz schön schufteten von Hasenboseroth den Steinringsberg hoch.

Hausierer gab es auch einige. Einer kam regelmäßig zu uns, klappte in der Wohnstube seinen Koffer auf und pries seinen Kleinkram. Mutter kaufte schon mal Gummiband und Schürsenkel, Schuhriemen genannt. Ob dieser Hausierer der „Dolldreber Jüd“

war, an den sich „et Auelspittesch Annelies“ erinnert, weiß ich nicht. Wenn ja, dann müßte ich ihn in das mit einbeziehen, was ich in einem späteren Abschnitt noch über Cohns David sagen möchte.

So war das Leben auf dem Lande, bescheiden, aber gesellig und oft auch fröhlich. Und beides kulminierte an diversen Feier- und Festtagen, entweder im Raths Sälchen oder im Wicharz Saal. Im Wicharz Saal war sogar eine Bühne installiert, auf der regelrechte Theaterstücke aufgeführt werden konnten. Der Gesangverein war es, der die Strücher Bühnenkultur pflegte. Jahr für Jahr gab er am zweiten Weihnachtstag einen Theaterabend unter der künstlerischen Gesamtleitung vom Otts Franz aus Bennert. Im ersten Teil gab es ernste Dramen, z.B. „Solange noch lebt dein Mütterlein“ und im zweiten die bei uns Kindern beliebteren lustigen Sachen wie „Tünnes in der Heilanstalt“. Damals spielte der Thommes Männ die lustigen Hauptrollen, er hatte zweifellos das dafür erforderliche mimische Talent. Wir Kinder durften für fünf Pfennig Eintritt der Generalprobe am Nachmittag beiwohnen. Auch unser Vater konnte mit hinein, sicher auf Armenbonus. Vater heulte dann Tränen der Rührung noch und noch, insbesondere, wenn Otts Kathrinchen, die Tochter des Registrars, in ihrer Hauptrolle mit ganzer Inbrunst das ergreifende Schicksal der heiligen Genoveva darbot. Wir Kinder schwankten dann, ob wir uns Vaters Tränen genieren oder einfach auch gerührt sein sollten.

Ein beliebter Spielplatz für uns war die „Leutnants-eck“, auch „Moitzfeldseck“ genannt, nach dem Kolonialwarengeschäft an der Kreuzung von der Hauptstraße und Steinringer Straße; hier war Platz

für Straßenfußball. Dort gewahrten wir schon mal den Moitzfelds „Männ“, wenn er, was aber nur selten geschah, den ansonsten immer zugezogenen Fenstervorhang am rechten Erdgeschossfenster von innen zurückzog und nach draußen lugte. Obwohl wir Kinder wussten, daß der Männ geistig total behindert war und im Hause versteckt gehalten wurde, erschrak uns sein Anblick jedesmal. Man sah sofort, wie schlimm es um ihn stand. Eines Tages in den 30er Jahren war Männ verschwunden, eingeliefert in eine Anstalt und man raunte, da stecke die Partei hinter. Nicht lange danach kam die Kunde, der Männ sei tot. Ich meine mich noch an das laute Weinen der alten Frau Moitzfeld erinnern zu können, von der wir Kinder immer etwas aus dem großen Bonbonglas bekamen, wenn wir freitags das Geld für die im Laufe der Woche angeschriebenen Waren brachten. Später war den meisten klar, daß Männ zu den Opfern von Naziärzten gehörte, die den an sich humanen Gedanken der „Euthanasie“ zur Tarnung für puren Mord an Geisteskranken verwandten.

Ein anderer von der Normalität abweichender Fall war der des Effer Pitter. Pitter war ein dorfbekannter Trunkenbold, nicht der einzige, aber wohl der ärgste. Immer wenn er stockbesoffen aus der Wirtschaft vom Otts Jüpp heraus und dann „die Heck erop“ getorkelt kam, grölend von einer Seite zur anderen schwankend und verfolgt von einem Schwarm Kinder, die ihn hänselten und dann laut kreischend davonstieben, wenn Pitter sie zu fassen versuchte, hatten wir unsere Gaudi, nicht bedenkend, was die Familie darunter zu leiden hatte. Die beiden Töchter

von Pitter kannten wir nur wenig, denn sie brauchten nicht in die Schule, man sagte, sie seien schuluntauglich. Meist landete Pitter in irgendeinem Straßengraben, wo er seinen Rausch ausschließ. Und eines Tages fanden spielende Dorfkinder, darunter auch mein Bruder Stefan, den Pitter auf der Bank am Stüß. Er war von einer dünnen Schneeschicht bedeckt und mausetot.

In der Landhilfe.

Hätte ich im Sommer 1936 den in die Finger bekommen, diesen Blut- und Boden-Ideologen der Nazis, der sich das ausgedacht hatte mit dem Landjahr bzw. der Landhilfe, die jeder Schulentlassene durchlaufen sollte, ehe er in seinen eigentlichen Beruf kam, also diese Schinderei bei Hitze und Kälte, bei Wind und Wetter auf lehmigen Kartoffeläckern, auf unendlich dünkenden Korn- und Weizenfeldern, auf steil abfallenden Heuwiesen am Berghang, in stinkenden Kuh- und Pferdeställen, mit störrischen Kühen und ausschlagenden Pferden, auf stickig-heißen Heuböden und staubigen Dreschmaschinen, mit schweren Gerätschaften aller Art, wo man abends erschlagen und zerschunden im kargen Dachkammerlein aufs Bett fiel, ich glaube, der hätte Prügel gekriegt.

Dabei hatte ich doch schon als Kind oft genug beim Bauern arbeiten müssen. Doch das war schon etwas anderes, jetzt von frühmorgens um halbsechs bis abends um neun oder halbzehn, ohne zwischendurch oder wenigstens abends zu Hause bei Muttern zu sein. Letzteres war dann auch das schlimmste, dieser

abrupte Schnitt vom wohlbehüteten Bereich des Elternhauses und der Schulgemeinschaft heraus in den harten Alltag der Erwachsenen.

Doch der Mensch gewöhnt sich an alles und erträgt manches, und schließlich wurde mein Zorn milder. Ja, ich war sogar ganz schön stolz darauf, als ich eines Sonntagabends alle acht Kühe allein gemolken hatte, weil der Stallknecht, der Kochs Tünn, einfach ausgeblieben war und die Bauersfrau nicht helfen konnte, weil sie Besuch hatte. Ich kannte jetzt schon alle Kühe auf Anhieb mit Namen und redete auch mit ihnen, wenn ich mich allein wähnte. Der Bauer muss das aber mal gehört haben, denn er erzählte es einem Besucher, aber nicht spöttisch, eher anerkennend.

Dass mir der Bauer dann eines Tages das Pferd Frieda, eine außerordentlich gutmütige Stute, für die Heuarbeit zuteilte, das empfand ich schon wie eine Beförderung. Stolz, wenn auch etwas aufgeregt, saß ich auf dem Sitz über dem großen Heurechen, die Zügel in der Hand, und bediente mit dem Fuß den Kippbügel. Irgendwie habe ich da beim ersten mal aber nicht recht aufgepasst, denn meine Ferse geriet unter den aufklappenden Eisenbügel und wurde arg gequetscht. Ich schrie vor Schmerz und mehr noch vor Schreck laut auf, worauf Frieda wie angewurzelt stehen blieb. Das war mein Glück, denn so kam ich mit einigen Tagen Humpeln und einem zerrissenen Schuh und kaputtem Strumpf davon. Bauer Röttgen hatte noch zwei andere Pferde, die waren mir aber weniger geheuer. Der „Fritz“, der schlug beim Ausmisten seiner Stallbox oft aus, und einmal erwischte er mich so, daß ich hinterrücks in der Jau-

cherinne landete.

Die meiste Angst hatte ich anfangs vor „Lux“, dem großen Schäferhund, der in seiner Hütte neben der Hofeinfahrt an der Kette lag und unbekannte Besucher wütend verbellte. Wenn ich ihm sein Futter hinstellen musste, bewegte ich mich nur zaghaft hin und zog mich so schnell wie möglich wieder zurück. Eines Tages musste ich in Oberpleis irgendwas besorgen und hatte nicht bemerkt, daß Lux nicht an der Leine lag und mir von ferne folgte. Plötzlich kam er von hinten angestürmt und sprang an mir hoch, so dass ich vor Angst und Schrecken starr stehen blieb. Zum Glück kam gerade Burgwinkels Karl von Hartenberg des Weges, den ich von der Borromäusbücherei her kannte, denn wir beide wetteiferten im Schmökern von Karl-Mai-Büchern (er hatte schon 64 gelesen, ich erst 61), und Karl rief mir fröhlich zu; „Wat hät dä Hungk ene Spaß, dat er met dir jonn darf!“ Nanu, so hatte ich das ja gar nicht gesehen. Als ich Lux jetzt wieder zu mir rief, ich hatte ihn im ersten Schock zurückgewiesen, da schoß er wie entfesselt wieder zu mir, drängte sich an mich, sprang an mir hoch und trottete dann brav neben mir her. Von da an waren Lux und ich dicke Freunde.

Habe ich überhaupt schon gesagt, daß „unser“ Bauernhof die „Wiele-Möll“ war und dem Röttgens Hermann gehörte? „Wiele“ heißt zu hochdeutsch „Weiler“, ein damals noch selbständiger Ort nahe Oberpleis. „Möll“ steht für Mühle, will heißen, daß Hermann Röttgen neben dem Bauernhof auch noch eine Mühle betrieb, wo sowohl das eigene Getreide

als das für die Bauern der Umgebung zu Mehl gemahlen wurde. Das große Mühlrad wurde mit Wasser getrieben. Hierzu war ein Mühlgraben vom vorbeifließenden Auelsbach aus durch die Mühle hindurch angelegt. Eines Nachts wurde ich durch aufgeregtes Rufen und Klopfen geweckt, und als ich halbangezogen und schlaftrunken nach unten in die Küche kam, stand ich dort bis über die Knie im Wasser. Ein schlimmes Unwetter war niedergegangen und der harmlose kleine Auelsbach hatte sich in einen reißenden Strom verwandelt. Die Hofeinfahrt war total überflutet. Von den Ställen her rief Bauer Röttgen: „Gehe durch die Mühle nach hinten raus und hole Hilfe im Dorf!“ Es galt, das Vieh in Sicherheit zu bringen. Ich bekam einen Schreck, denn die Mühle lag tief und stand anscheinend ganz unter Wasser. Todesmutig stieg ich die Stufen hinab, denn blamieren wollte ich mich nicht, und als mir das Wasser bis zur Brust ging, spürte ich erleichtert, daß ich die tiefste Stelle erreicht hatte. Ich rannte ins höhergelegene Dorf, trommelte die Bewohner aus den Betten und versuchte dann, auf dem Rückweg durch das offene Scheunentor, durch das die Wassermassen vom Hof her durchbrausten, die Stallungen zu erreichen. Es gelang, das Vieh zu retten. Viele Einzelheiten weiß ich nicht mehr, nur dass es wunderschön schaurig war, gespenstisch und angsterregend. .

Natürlich waren die Bauern den Nazis wichtig. Sie hofierten sie regelrecht, denn die sollten ja auf

heimischer Scholle“ soviel Nahrungsmittel produzieren, daß das Reich vom Ausland unabhängig würde, daß kein Feind es jemals würde aushungern können. Wobei der Führer natürlich nur den Frieden wollte, sagten sie immer und immer wieder. Die meisten Deutschen glaubten das willfährig. Also war der Bauernstand sehr wichtig, und wohl deshalb sollte jeder deutsche Junge nach der Schulzeit und vor Eintritt ins Berufsleben ein sogenanntes Landjahr absolvieren. So war es wohl irgendeinem wichtigen Nazi-Bauernführer eingefallen. Für Jungs vom Lande begnügte man sich mit einem halben Jahr und nannte das „Landhilfe“. Und die machte ich jetzt beim Bauer Röttgen in Weiler.



Der Weg zur Post.

Den Gedanken, als Lehrling bei der Post anzufangen, hatte Lehrer Symnofsky meinen Eltern nahegebracht. Ich selbst hatte eigentlich Buchdrucker werden wollen, weil ich darin einen Bezug zu meiner Bücherleidenschaft sah. Mir war aber klar, daß ich das nehmen müßte, was sich auf dem kargen Oberpleiser Arbeitsmarkt bot. Und da gab es zunächst nur eines:

eine Schlosserlehre bei Josef Bellinghausen, Reparaturwerkstatt für Fahr- und Motorräder und Landmaschinen in Oberepleis. Vater war mit Herrn Bellinghausen auch schon einig, daß er mich nehmen würde.

Lehrer Symnofsky meinte aber, wohl zutreffend, dass das nichts für mich wäre, ich solle es doch lieber mal bei der Post versuchen. Symnofsky hatte Kontakt zum Oberpleiser Postamtsvorsteher, dem Postverwalter Nüsgen, der wie Symnofsky ein erzkonservativer, streng katholischer Mann war.

Beide gingen, ohne sich um die zunehmende politische Verächtlichmachung solchen Tuns zu scheren, nicht nur sonntags sondern auch werktags zur Kirche. Von Nüßgen erfuhr Symnofsky, daß die Post auch Lehrlinge, Postjungboten genannt, einstellt und dass auch Oberpleis einen ausbilden dürfe, wenn sich dort ein geeigneter Bewerber fände. Da aber nur etwa 12 im ganzen Bezirk Köln eingestellt würden, bei einer Bewerberzahl von über 200, müsse man schon etwas Glück haben bei der Eignungsauslese. Auf diesen Tip hin schrieb Mutter einen Brief



Im August 1938 brachte die "Völkische Wacht", das Organ im "Bund der Kinderreichen" einen Aufsatz von Willi Schmidt. Willi trug da seine erste Postuniform, auf die besonders Tante Lißchen so stolz war.

an die Reichspostdirektion in Köln, worin sie betonte, daß ich ein aufgeweckter Junge sei, der die verlangte arische Abstammung besitze und aus kinderreicher Familie käme. So wurde ich in die Auswahl für das Einstellungsjahr 1937 einbezogen.

Zur Eignungsfeststellung gehörte u.a. ein Deutsch-aufsatz über ein Thema, das offenbar vom örtlichen Postamtsvorsteher festgelegt wurde, weil es wohl einen Bezug zur Erlebniswelt des Einzustellenden haben sollte. Das finde ich heute noch gut. Jedenfalls traf ich wenige Tage vor dem Prüfungstermin in Oberpleis meinen alten Lehrer, der mir riet, ich solle mich mal darauf vorbereiten, vielleicht etwas über das Militärmanöver schreiben zu müssen, das vor kurzem in unserer Heimat stattgefunden hatte, mit viel Platzpatronenknallerei, Buddeln von Schützenlöchern, Ziehen von Telefondrähten, vielem Hin und Her, lauthalsen Kommandos und, was wohl das wichtigste war, einem zünftigen Manöverball zum Abschluß. Und tatsächlich: mein Aufsatzthema lautete „Das Manöver der Wehrmacht in unserer Heimat“. Der geriet natürlich gut, zu gut leider, denn man meinte, ihn einem unvorbereiteten Volksschüler kaum zutrauen zu können. Also musste ich noch mal einen schreiben, diesmal unter direkter Aufsicht des Postamtsvorstehers. Doch wie der „Zufall“ es will, ich traf wieder Lehrer Symnofsky, der war schon informiert und meinte, jetzt würde man von mir sicher etwas aus der soeben absolvierten Landhilfezeit verlangen. Mich wunderte es gar nicht, als Nützlich mir mein neues Aufsatzthema nannte: „Meine Zeit in der Landhilfe“.

Inzwischen hatte der Hendrichs Will, der Besitzer des gleichnamigen Bauernhofs in Bellinghauserhof, nachgefragt, ob ich nicht zwischendurch bei ihm

arbeiten und mir was verdienen wolle. Also ging ich hin, von daheim mehr gedrängt als freiwillig, und verlas dort in einem stickigen Keller, in dem ich mich nur gebückt bewegen konnte, die gelagerten Kartoffeln, half beim Stall ausmisten und ritt schließlich auf der Olga, einem relativ gutmütigen Gaul, Runde um Runde über den angehäuften Mist in der Hofmitte, damit der fest und platt würde. Doch als ich bei dieser monotonen Reiterei gerade richtig ins Träumen geraten war, warf mich Olga, die das wohl bemerkt hatte, kurz und bündig ab, mitten hinein in den dampfenden und stinkenden Misthaufen. Da fand ich, daß das nicht die richtige Vorbereitung für die Post sei.

Inzwischen war ich von der Postdirektion zu einem zweiten Eignungstest eingeladen und wußte daher, dass der erste Test bestanden war. Ich musste im Wettbewerb mit anderen Kandidaten in einem großen Unterrichtsraum der Post u.a. Baukästen zusammensetzen. Damit wolle man die Geschicklichkeit feststellen, die man z.B. beim Beladen von Paketwagen bräuchte. Und aus Telefonbüchern musste ich Telefonnummern herausuchen, was mir nicht so leicht fiel, denn ich hatte noch nie eines in der Hand gehabt, kannte also den Aufbau dieser Bücher nicht. Irgendwie muss es dann doch geklappt haben, denn irgendwann danach kam der Einstellungsbescheid zum 1. April 1937 beim Postamt Oberpleis. Berater der Familie meinten, jetzt sei es für mich wichtig, Schreibmaschine und Stenografie zu lernen, das würde man bei der Post sicher brauchen können. Vater hatte dann auch bald Stellen gefunden, wo ich das lernen konnte. Raths in Thomasberg, die einen kleinen Baumschulbetrieb unterhielten und eine Schreibmaschine ihr eigen nannten, ließen mich

darauf üben. Als Gegenleistung sollte ich gelegentlich dem Willi und der Erna, den Kindern des Hauses, etwas bei den Schulaufgaben helfen.

Für Stenografie hatte Onkel Stefan aus Dollendorf etwas vermittelt. Er kannte einen Herrn Lamers in der Rennenbergstraße, der gegen geringe Bezahlung bereit war, mir Stunden zu geben. Also fuhr ich jetzt jede Woche einmal zu Herrn Lamers und in der Zwischenzeit übte ich zu Hause fleißig die Kürzel der Deutschen Einheitskurzschrift. Dann gab es einen unangenehmen Zwischenfall. Bei Lamers im Erdgeschoß wohnte eine unangenehme Type, ein Nazi, der es mit Lamers, dem Nicht-Nazi, nicht gut konnte. Der zeigte eines Tages den Herrn Lamers an, der würde verbotenerweise Nachhilfeunterricht gegen Entgelt geben. Wie der Typ meinen Namen erfuhr, weiß ich nicht mehr. Jedenfalls wurde ich zu einer Zeugenvernehmung im Bürgermeisteramt Oberpleis vorgeladen. Meine Eltern rieten mir, ich solle sagen, daß L. mich kostenlos unterrichtete. Das aber machte mir derart Gewissenskrupel daß ich darüber nicht mehr schlafen konnte und schließlich bekannte, daß ich das nicht könne, das sei eine Falschaussage, das könne man von mir nicht verlangen. Also blieb nichts anderes übrig, als daß L. die erhaltene Bezahlung zurückgab. Auch jetzt fühlte ich mich bei meiner Aussage nicht wohl, aber ich brachte sie jetzt fertig. Dass meine Eltern anschließend das Geld dann doch über Onkel Stefan dem Herrn Lamers zukommen lassen würden, ahnte ich zwar, wollte das aber gar nicht wissen, wenigstens solange nicht, wie meine Aussage auf dem Bürgermeisteramt in Oberpleis noch nicht gemacht war.

Im übrigen habe ich Steno bei der Post nie ge-

braucht. Und zur Not mit Notlügen umzugehen, lernt man im Leben auch irgendwann.

Bei der Post.

Der Postverwalter Nüsgen gab sich mit mir, seinem ersten Postjungboten, große Mühe, doch ich hatte den Eindruck, daß er eigentlich nicht recht wusste, was er mit mir anfangen sollte. Zuerst lernte ich stundenlang Briefe stempeln. Mit einem Hammerstempel einen sauberen Abdruck hinzukriegen, der auch Briefmarkensammlern genügte, war gar nicht so einfach. Dann lehrte mich N. das Telefonieren. Junge, war ich da aufgeregt. Noch nie hatte ich einen Telefonapparat in der Hand und einen Telefonhörer am Ohr gehabt, und jetzt sollte ich eine Mitteilung an alle Poststellen durchgeben, deren Text Nüsgen mir aufgeschrieben hatte und der die Einladung zu einem Betriebsfest in Quirrenbach war. Zuerst verstand ich vor lauter Aufregung nicht, was die Leute am anderen Ende der Strippe sagten und Nüsgen musste aushelfen. Ich muss es ihm heute noch hoch anrechnen daß er mir verständnisvoll half und das vor allem in seinem Dienstzimmer, so dass ich mich vor den anderen nicht zu blamieren brauchte.

Bald durfte ich mit auf Zustellung, und in Oberpleis scholl es mehr als einmal über die Straße: „Luhr ens do, wat ene klene Bredträger!“ Ich hatte inzwischen meine Postuniform, und so eine Kleinausgabe eines deutschen Postzustellers hatte man in Oberpleis noch nicht gesehen.

Beim alten Postoberschaffner Zimmermann lernte ich die Landzustellung. Da wichtigste, was er und andere Kollegen mir einbleuten, war: „Junge, versaeue uns nicht die Tour!“, wobei unter Tour der

Zustellbereich gemeint war, den ein Briefträger täglich zu bewältigen hat, und den man verderben kann, wenn man zu schnell und damit vor der angesetzten Zeit fertig ist. Denn wenn das der Chef oder gar die übergeordnete Behörde merkt, dann wird Zeit abgezogen, d.h. man muss einen größeren Bezirk nehmen. Alle Landzusteller zu allen Zeiten schwören darauf, dass Überwachungsbeamte der Direktion, die den Personalbedarf im Zustelldienst ermitteln, immer gerade dann kommen, wenn mal nichts zu tun ist.

Bei meinen ersten Zustellfahrten mit dem Fahrrad ist mir das Einhalten der vorgegebenen Zeit schwer gefallen, ich war immer zu früh zurück. Ich hatte ja auch nicht, wie der Herr Zimmermann, meine Wohnung im Zustellbereich, wo die „Mine“ (Abk. von Hermine) auf ihn wartete, mit einem opulenten Frühstück und der zurechtgelegten Zeitung. Mine bekam ein Küßchen zur Begrüßung und eines zum Abschied, ich war direkt verlegen, denn sowas kannte ich von daheim überhaupt nicht. Dann hatte der Zimmermann in allen Dörfern noch diverse Plauderstellen, hier und da sogar eines mit einem Schnäpchen dazu, und mit dem Fahrrad war er beileibe nicht der Schnellste. Da konnte ich machen was ich wollte, selbst die Kaffeepause bei Tante Lißchen in Bellinghausen verhinderte in der ersten Zeit nicht, daß ich viel zu früh in Oberpleis anlangte und mir dort bis zur offiziellen Rückkunftszeit die Zeit vertrieb, so gut es ging. Natürlich hatte ich ein schlechtes Gewissen den älteren Briefträgern gegenüber, wenn ich mal wieder der Versuchung nicht hatte widerstehen können, den Hartenberg herab wie ein Weltmeister zu sausen und in Boseroth bergauf ehrgeizig durchzufahren anstatt zu schieben.. Gab das eine Gardinenpredigt von den alten Kollegen, als

mich einer von ihnen auf dem Kirchplatz lümmeln sah, wo ich eigentlich noch auf Tour sein musste. Wo sie, die Alten, doch so stolz darauf waren, daß sie bei der letzten Personalbemessung den mit auf Tour gehenden Prüfbeamten von der Reichspostdirektion Köln auf weitestmöglichen Umwegen so „durch de Sood jeschleef“ (durch den tiefsten Dreck geschleppt) hatten, daß dieser frustriert aufgab und anstandslos den angemeldeten Personalbedarf anerkannte.

Ich weiß nicht, welche Ausbildungsvorgaben der Postverwalter Nüßgen damals für mich, seinen ersten Postjungboten, bekommen hatte. Sicher gehörte da auch politischer Unterricht dazu, denn nur so kann ich mir erklären, daß der den Nazis nun keineswegs zugetane Nüßgen mich einmal in der Woche in seinem Dienstzimmer eine Stunde lang aus Adolf Hitlers „Mein Kampf“ vorlesen ließ. Ab und zu nickte Nüßgen sanft dabei ein, ich tat, als würde ich das nicht bemerken.

Stolz war ich besonders, als ich nach einigen Monaten sogar die kleine Zeitungsstelle des Postamtes beherrschte. Die Beamtin, die die monatlichen Zeitungsbestellungen zu bearbeiten und abzurechnen hatte, wurde krank, und da war keiner außer mir da, der die hätte vertreten können. Und mit der Rundfunkabrechnung war es ähnlich. Ich mußte einige Male in kaltes Wasser, kam aber einigermaßen erfolgreich zurecht.

Sicher war dieses selbständige Einspringen in allen Dienststellen, die das kleine Oberpleiser Postamt hatte, die Grundlage für meinen Erfolg im Reichsberufswettkampf Anfang 1939. Ich weiß nicht mehr viel davon, plötzlich war ich Gausieger und zweiter Reichssieger. Ich erinnere mich nur noch, daß ich

zum Gauwettkampf, zu dem man als Kreissieger eingeladen wurde, nach Köln und dort zum ersten Mal in einem Hotel schlafen mußte. Daß ich fast die ganze Nacht nicht schlief, lag aber nicht nur am Gequietsche der unmittelbar vor dem Hotel in einer Kurve vorbeifahrenden Straßenbahn, sondern auch an der Angst, ich könnte im Hotel irgendwas falsch machen.

Ich war zweifellos der schüchternste und unsicherste aller Teilnehmer, und als ich anderntags beim feierlichen Schlussakt in einem großen Saal als Gausieger meines Jahrgangs aufgerufen wurde und zur Bühne musste, muss ich wohl reichlich verdattert gewirkt haben. Jedenfalls erzählten mir das die Postkollegen in Oberpleis, die mich anderntags mit Hallo empfangen und denen man das per Telefon gesagt hatte.

Damals wurde Postverwalter Nüßgen durch den Postsekretär Wist aus Königswinter vertreten. Der riet mir, mich nach Königswinter versetzen zu lassen, denn dort könne ich mich postalisch weiterbilden, vor allem in Dienstzweigen, die es in Oberpleis überhaupt nicht gab. Ich war bereit und Wist leitete alles in die Wege. So kam ich 1939 zum Postamt Königswinter. Ob es für meinen weiteren Werdegang die beste Entscheidung war, muss dahin gestellt bleiben, denn mein neuer Chef, der Oberpostmeister Johann (wehe dem, der ihn nicht mit diesem Titel anredete!), war einer von den zwei Vorgesetzten in meinem Leben, mit denen ich absolut nicht zurecht kam (der andere war ein Ausbildungsfeldwebel bei der Maatenschule der Kriegsmarine). Das Verhältnis zwischen Johann und mir kühlte nach einigen Monaten schlagartig ab und wurde von da von Tag zu Tag frostiger. Was soll ich lange nach Gründen graben, es lag wohl beidseits. Für mich

stand jedenfalls fest, daß ich so schnell wie möglich weg wollte, ich wollte zum Militär, und meldete mich, nachdem Johann mich vom Reichsarbeitsdienst gegen meinen Willen hatte freistellen lassen, freiwillig. Natürlich wollte ich mir jetzt auch eine Wehrmachtseinheit aussuchen, die bei der Bevölkerung in besonders hohem Ansehen stand. Das waren damals die Fallschirmjäger, die bei Beginn des Westfeldzuges hinter der gegnerischen Front eingesetzt worden waren und die angeblich nach Freiwilligen suchten. Doch dem war nicht so, die hatten schon genug. Im Musterungsstab beim Wehrbezirkskommando Bonn wusste man für meinen Fall aber guten Rat: Wie wäre es mit der Kriegsmarine, die suchten noch Leute und hier gäbe es für mich eine passende Sache, nämlich die Steuermannslaufbahn. Das sei eine Art Elitelaufbahn für intelligente Leute. Ich hatte keine Ahnung, ließ mich aber gerne belehren, und in so einer schmucken Uniform bei uns auf dem Lande, da würden die Leute staunen und die Mädchen schauen!

Meine Bedenken waren schnell zerstreut. Schwimmen würde ich bei der Marine schon lernen. Und alles andere auch. Also brachte ich meine Eltern dazu, wenn auch zögernd und schweren Herzens ihre Unterschrift zu geben. Und dann feierten Markus und ich Abschied in Heisterbach.

Am Kloster Heisterbach kamen wir, der Hilfspostschaffner Markus Zimmermann und ich, fast jeden Tag mit unseren Fahrrädern vorbei. Die dortigen Nonnen betrieben neben ihrer klösterlichen Landwirtschaft ein Hotel, zusammen mit einer der Öffentlichkeit zugänglichen Gaststätte, direkt gegenüber der berühmten Klosterruine. Unsere Nachbarin, et Auelspittesch Trien, arbeitete dort, später auch die Anneliese, ihre Tochter, zusammen mit der Josefine,

der Nelly und der Lisbeth, alles leckere Mädchen Ich erinnere mich noch gut an die Heimfahrt im Jahre 1941, als ich schon meine Einberufung zum Kommiß in der Tasche hatte. Wir kamen an Heisterbach vorbei, d.h. wir kamen nicht vorbei, denn die Versuchung denn die Versuchung war zu groß, bei den Mädchen einzukehren. Wir mussten doch zum bevorstehenden Abschied einen zur Brust nehmen, um

damit den Abschiedsschmerz zu betäuben. Wir versuchten es mit „Kakao mit Nuß“ und mit einem anderen Likör, wie hieß der noch, ach ja „Pfefferminz“. Dabei flirteten wir eifrig mit der netten Bedienung. Wir kamen recht spät, recht wackelig und recht lustig nach Hause, doch seitdem mag ich keinen Likör mehr sehen!



Die drei Grazien von Heisterbach

Die Nazizeit.

Vorbemerkung: Die nachstehenden Zeilen sind im Sommer 1997 im Rahmen einer Aufsatzreihe in der Siebengebirgs-Zeitung veröffentlicht worden. Ein Thomasberger schrieb daraufhin einen geharnischten Leserbrief, weil er meinte, in diesem Artikel würde die Nazizeit verharmlost. Ja, der Leserbriefschreiber ließ durchblicken, daß er den Verfasser des Aufsatzes, also mich, für einen Unbelehrbaren hielt. Mir ist unerfindlich, woraus man das schließen könnte, es sei denn, man nähme einzelne Sätze böswillig aus dem Zusammenhang. Vielleicht liegt aber auch nur das vor, was ich den „Jenninger-Effekt“ nenne. (Der ehemalige Bundestagspräsident Philipp Jenninger hatte in einer Gedenkrede für Holocaustopfer zu erklären -nicht zu rechtfertigen!- versucht, aus welchem Ungeist das alles entstanden war und dabei antijüdische „Volksmeinungen“ aus der Weimarer Zeit zitiert, ohne sich deutlich genug davon zu distanzieren. Jenninger, dem weiß Gott nichts Antisemitisches oder Nazistisches nachgesagt werden konnte, wurde bewusst oder unbewusst missverstanden. Er mußte seinen Platz räumen.) Vielleicht bin also auch ich nur missverstanden worden. Drum betone ich vorsorglich und ausdrücklich: Das, was in der Nazizeit geschah, ist das Schrecklichste, was es in unserem Lande je gegeben hat, und nichts läge mir ferner als schuldig gewordene Alt-Nazis reinzuwaschen. Ich möchte lediglich nach Erklärungen (nicht Entschuldigungen) suchen, warum so viele aus unserer Elterngeneration vorübergehend oder auch bis zum bösen Ende diesem Hitler und seinen Leuten auf den Leim gegangen sind. Sie, diese El-

terngeneration, hatte nicht die Erfahrungen, die uns heute von diesem Ungeist fernhalten. Dafür, daß sich nach dem Kriege **bei uns auf der Strüch** noch alle in die Augen schauen konnten, dafür darf ich mich auf das Zeugnis einer wahrhaft unverdächtigen Zeitzeugin stützen: Frau Symnofski, die Frau unseres alten Hauptlehrers. Sie hat das in ihren „Kirchweihetexten“ 1949 ausdrücklich herausgestellt. Und darum und in der Hoffnung, jetzt gegen neue Mißverständnisse gefeit zu sein, wage ich es, besagten Aufsatz an dieser Stelle unverändert einzufügen:

Die Nazizeit. Viel habe ich von den damaligen politischen Verhältnissen, denen von vor 1933, nicht in Erinnerung. Als 8 - 10jähriger war ich zum Begreifen wohl auch noch zu klein. Ich weiß nur noch von einer Flut von Plakaten und Flugblättern, mit denen die Straßen übersät waren, mit der Aufforderung „Wählt Liste XY“, vor immer wieder neuen Wahlen, weil wieder mal eine Regierung gescheitert war. Es sah nicht gut aus im Lande, und das übertrug sich auch auf die Kinder dieser Zeit. Manchmal hörten sie von den Großen, daß früher beim alten Kaiser alles besser gewesen sei, nicht so ein Durcheinander wie heute.

Das Heer der Arbeitslosen wuchs und wuchs. Und die machten sich Luft. Einmal gab es in der Gegend vom Scharfenberg eine Demonstration mit SA-Kolonnen und Stahlhelmkompanien, die offensichtlich gemeinsam für irgendwas demonstrierten, mit zackig-militärischem Aufmarsch, laut gebrüllten Kommandos, Hackenknallen, Stillgestanden, Fahnenvorbeimarsch und Absingen von Kampfliedern.

Wir Kinder schauten zu, etwas furchtsam und dieses fremdartige, ein wenig unheimliche Tun nicht recht verstehend, aber auch irgendwie beeindruckt.

Die Familie Kläs in unserem Heimatdorf Bennert galt als die Zelle der Kommunisten bei uns auf der Strüch. Ich erinnere mich, daß mir die Mutter eines Tages, es war in der Vorhitlerzeit, also wohl 1932, streng verbot, auf die Straße zu gehen. Beim Kläs trafen sich Kommunisten aus der ganzen Gegend zu einem Propagandazug über die Strüch, und wer weiß, was da passieren könne. Nach 1933 war Kläs einigen bösen Repressalien ausgesetzt, man hat ihn mehrmals „abgeholt“, also in Haft genommen und peinlich verhört, so hörten wir. Vor allem lastete man seiner Familie die wenigen Gegenstimmen an, die die Nazis bei ihren sogenannten Volksabstimmungen von der 100-Prozent-Marke trennten. Um weiteren Schikanen zu entgehen, gab Kläs bei den nachfolgenden Abstimmungen seinen Stimmzettel offen ab, d.h. er zeigte den Aufsichtskräften, dass er „Ja“ angekreuzt hatte. Ich kann mich noch genau erinnern, wie Kläs das meinem Vater erzählte, als er bei Webers auf der anderen Straßenseite beim Äpfelplücken war.

Ein andermal, auch 1932, kam spätabends unser Nachbar, der Auelspittesch Jupp, atemlos zu uns ins Haus gerannt mit dem Ruf, er sei soeben aus den Bröhls Wiesen von gegenüber beschossen worden. Jupp kam von einer politischen Versammlung, von welcher weiß ich nicht, und es war draußen dunkel. Ob wirklich geschossen worden war, bleibt unklar. Aber allein das Für-möglich-halten zeigt, wie sehr damals das politische Chaos und die damit verbun-

dene Radikalisierung, ausgelöst durch zunehmende Armut, schon zu uns aufs Land übergeschwappt war. Erst viel später, nach dem Krieg, erfuhr ich, daß der Auelspittesch Jupp auch Kommunist war.

Meine Eltern wählten natürlich „Zentrum“, so wie sich das im Rheinland für strenggläubige Katholiken gehörte. Aber zufrieden mit denen schienen sie auch nicht zu sein, denn alles wurde ja schlechter und schlechter. Was blieb also in dieser Lage, die von den hoffnungslos zerstrittenen Parteien offenbar nicht zu meistern war ?

Wir Kinder spielten damals auf dem Schulweg und auf dem Schulhof plötzlich nicht mehr das antiquierte „Räuber und Gendarm“- Spiel sondern „SA gegen Rot-Front“. Am stärksten waren die von den Hofsjungen Paul und Matjö angeführten „SA-Leute“, die sich aus brauner Pappe SA-Mützen zusammengeklebt hatten. Andere von ihrer „Partei“ trugen Armbinden mit einem Hakenkreuz. Wer von uns Kindern sich zur „Rot-Front-Seite“ bekannt hat und deshalb von den SA-Bemützten bekämpft wurde, weiß ich nicht mehr. Ich erinnere mich nur, daß ich selbst auf die herausfordernde Frage „Wo kämpfst Du mit?“ geantwortet habe: „Beim Zentrum.“ Da mussten die anderen passen, denn wie man die behandelt und ob die überhaupt mitspielen durften, darüber war man bei „SA“ und „Rot-Front“ gleichermaßen ratlos. Daß ausgerechnet die Hofsjungen aus dem erzkonservativ-katholischen Elternhaus bei unserem Räuber- und Gendarm-Ersatzspiel die SA spielten, ist mir im nachhinein wenig erklärlich. Vielleicht hatte ihnen nur jemand gezeigt, wie man SA-Mützen macht, vielleicht imponierte ihnen aber auch das martiali-

sche Auftreten von SA-Trupps, die sie in Oberpleis oder sonstwo gesehen hatten. Vielleicht ging es auch schon etwas tiefer, denn die Bauern waren ja nicht taub dagegen, daß sie von den Nazis besonders hofiert und zu einem besonders wichtigen Berufsstand erklärt wurden. 1934 kam es auf einem Getreidefeld der Hofs am Steinringsberg zu einer wundersamen Erscheinung: es wuchs ein deutlich sichtbares riesiges Hakenkreuz aus dem Getreide heraus, bestaunt nicht nur von uns Kindern, bis uns Lehrer Symonofsky klarmachte, daß dieses Naturwunder gar keines sei, sondern nur die Folge einer gezielten Kunstdüngerstreuung, was die Hofs-Jungen dann auch verschmitzt bestätigten.

Die Hofs hatten nun gewiß mit den Nazis nichts am Hut, denn die passten nicht in ihr Weltbild. Andere waren da eifriger, vor allem der Lehrer Harges, der bald den höchsten Parteiposten innehatte, den die Nazis auf der Strüch zu vergeben hatten, Ortsgruppenamtsleiter war er. Daneben (oder stand er gar darüber?) hatte der Michel S. vom Heringsberg irgendeinen hohen Posten, man sagte bei der Gauleitung in Köln. Für Michel war das Jahr 1933 der Beginn einer neuen Zeitrechnung. Also ließ er über der Tür zu seinem 1936 erstellten neuen Haus anbringen „Haus Maria - erbaut im Jahre 3“. Natürlich gesellten sich weitere Strücher in die Reihen der Nazis, sowohl Überzeugte als auch Opportunisten. Als im Krieg der Lehrer Harges nach Oberdollendorf versetzt wurde, drehte man dessen Parteiposten dem Kolven Dei an. Dei schien aber nicht übermäßig lange an den Führer zu glauben, denn als ich im

Herbst 1944 einen illegalen „Zwischenurlaub“ nahm und dabei dem Dei in Bennert über den Weg lief, fragte der nur: „Willi, biste enne lofe jejange?“, und die Frage klang ganz so, als ob er dafür vollstes Verständnis hätte. Jedenfalls hat mich der Dei nicht angezeigt.

Es gab auch ein paar SA-Leute auf der Strüch. Von einem wird erzählt, daß er dem Kläs Ött gedroht habe, wenn er nicht in die HJ ginge, würde er dafür sorgen, daß er keinen Arbeitsplatz bekäme. Unser Hausarzt, der Frings Bernhard, war auch SA-Mann, sicher fand er dort die ihm gemäßen Sauf- und Raufkumpane. Der Frings war rauhbeinig, auch seinen Patienten gegenüber, und oft ziemlich besoffen. Trotzdem schworen meine Eltern auf ihn, er sei ein guter Arzt, könne was und behandle die Armen nicht schlechter als die Reichen. Frings Bernhard hatte eines der ersten Autos in unserer Gegend. Einmal landete er damit in der Unterstells Hecke.

Ja, es ging nicht gut im armen Deutschland jener Tage. Vor allem mit den Armen in Deutschland. Und die wurden offenbar immer mehr. Sollte man nicht doch den Hitler...? Der verlangte ja nur vier Jahre Zeit, dann könne man ihn ja wieder abwählen. Und hatte der Hitler nicht recht, wenn er alles auf das „Versailler Schanddiktat“ zurückführte. Das traf Volkes Seele. Und dass er vor dem Bolschewismus warnte, der mit den Kommunisten kommen würde, hat ihm auch noch viele Konservative zugeführt. Wenn jetzt alles nicht mehr half, warum nicht mal mit ihm probieren. So dachten manche. Bei uns auf der Strüch waren das aber noch wenige, wie die Wahlergebnisse bis 1933 zeigten.



1933 eroberte das Hakenkreuz auch in Oberpleis die Straßen. Das Foto zeigt die Maikönigspaare aus den Orten in der Gemeinde Oberpleis zusammen mit dem neuen Amtsbürgermeister Aretz.

Nach 1933 war es den Nazis jedenfalls leicht, nach ersten Anfangserfolgen vielen, insbesondere uns Jungenggen, nahezubringen, daß das Wort „Demokratie“ nur als Schimpfwort taugt, als Name für „das System“, das man zum Teufel wünschen müsse. Demokraten, so ließen sie aus allen Medien tönen, seien ebenso korrupte wie unfähige Leute, die nur

den eigenen Vorteil im Auge hätten. Was sei das doch, so tönten sie, nur für eine Schwatzbude gewesen, dieser Reichstag von vor 1933, mit seinen ständigen Streitereien, wo nichts bei herauskam, dieweil es der Masse immer dreckiger ging. Da lobe man sich doch das nationalsozialistische Führerprinzip: Ein Guter wird gewählt und der habe die alleinige Entscheidung, da käme doch was raus! Irgendwann, spätestens nachdem die Arbeitslosen verschwanden, glaubten es ihnen viele.

Und deshalb bin ich heute manchmal so entsetzt, wenn Kommentatoren und Moderatoren im Fernsehen undifferenziert über „die Politiker“ herziehen und nicht erkennen, daß man die wirklich Guten, Verantwortungsbewußten, aufopfernd Arbeitenden, die es doch auch gibt und zwar in großer Zahl, hierdurch aus der Politik vergrault, bis nur noch die übrig sind, auf die diese spöttischen Tiraden passen. Fordert das nicht wieder den starken Mann, der die Bande hinwegfegt? Ich weiß, Klaus B. und Elke H. und wie sie alle heißen, wollen das gewiß nicht, aber bleibt das nicht verkehrt in den Köpfen hängen, wenn von ihnen immer wieder und immer süffisanter „die Politiker“ über einen Kamm geschoren und heruntergeputzt werden, wenn sie gar verächtlich von „unserem System“ reden und nicht daran denken, wie sehr diese Worte denen von damals gleichen. Denken sie daran, daß auch so Politikverdrossenheit und, was noch schlimmer ist, Demokratieverdrossenheit kommt?

Ich erinnere mich, wie unser Vater, ein politisch relativ einfältiger Mensch, wie wohl die meisten, auf einem Kirchgang nach Oberpleis zu seinen Begleitern sagte: „Wenn der Adolf doch nur die Kirche in Ruhe ließe, dann wäre er der Beste, den wir je hatten!“ Das war mit Sicherheit ein Teil von Volkes Stimmung, wobei ebenso oft hier und da erklang: „Wenn das der Adolf wüßte ...!“; womit man Fehl- und Übergriffe nachgeordneter Stellen meinte. Und das mit dem Judenhaß der Nazis erklärte mir Mutter mal mit dem Fluch, der auf dem Volk der Juden lastete, seitdem sie den Heiland ans Kreuz geschlagen

haben. Seither müßten die immer wieder, Generation um Generation, dafür büßen, jetzt halt durch die Nazis. Außerdem bemerkten wir bei uns daheim wenig von Judenverfolgungen. Wir kannten nur Cohns David, den armen Lumpensammler aus Quirrenbach, der mit Schelle und Pferdewägelchen mit dem Ruf „Lumpen, Eisen, alte Knochen“ über die Dörfer zog und gelegentlich auch bei uns zu einem Schwätzchen anhielt, wenn Mutter ihm etwas anzubieten hatte. Dieser freundliche arme Mann entsprach nun überhaupt nicht dem Bild, das uns die Nazis in Zeitung und Rundfunk, vor allem in Julius Streichers Hetz- und Schundblatt „Der Stürmer“, das in Oberpleis in einem besonderen Schaukasten ausging, einzubleuen versuchten. Den meinten die Nazis auch sicher nicht - oder? Doch eines Tages kam David nicht mehr. Und von da an war für uns die Judenverfolgung eher etwas Fernes, etwas, was anderswo passierte. Die würden's schon überleben, dachte man, wenn man überhaupt daran zu denken bereit war.

Nur einmal wurde ich persönlich davon berührt. Ich war im ersten Jahr bei der Post, und das Postamt Oberpleis machte ein Betriebsfest in Quirrenbach. Irgend jemand zeigte auf ein kleines Häuschen gegenüber und sagte: „Da wohnt der Cohns David.“ Und bald spielte ein Junge draußen vor der Saaltür, der unverkennbar zu den Cohns gehörte und der unbefangen versuchte, Kontakt zu den fröhlichen Leuten zu bekommen. Da ich im Tanzsaal nicht viel anfangen konnte, ich konnte ja noch nicht tanzen, war ich viel draußen und wurde von dem Kleinen angesprochen. Was er wollte, weiß ich nicht mehr, nur das s ich



Eine Klasse mit Lehrer Harde4s, der stolz sein Parteiabzeichen trägt. An der Wand hängt statt des Kreuzes ein Hitlerbild.



1938, beim 50jährigen Stiftungsfest des Kriegervereins war man schon lange "gleichgeschaltet". Die alten Haudegen trugen brav die vorgeschriebene Hakenkreuzbinde.

schon das ungute Gefühl hatte, mich mit dem Kerlchen nicht unterhalten zu dürfen, so war das inzwischen von den Nazis eingebleut. Ich tat es trotzdem, weil ich die Bosheit nicht aufbringen konnte, den Jungen einfach stehen zu lassen. Außerdem wollte ich dem Kleinen zeigen, daß ich über geheimnisvolle jüdische Rituale Bescheid wußte, denn darüber hatte ich gerade im Stürmerkasten gelesen. Nur schien der Kleine meine diesbezüglichen Bemerkungen überhaupt nicht zu verstehen, er schaute mich irritiert und verständnislos an. Und dann geriet der Junge in die Nähe der offenen Saaltür und von drinnen brüllte der Postassistent Kreitz, ein zugeordneter „Zwölfender“, also ein Militär mit Zivilversorgungsschein: „Was macht der Judenbengel hier? Rrraus!“ Da empörte sich aber die Postassistentin Falderbaum, sie rief Kreitz erregt zu; „Das sind doch auch Menschen, Herr Kreitz!“. Weiter geschah nichts.

Heute habe ich ein flaes Gefühl, wenn ich an den kleinen Vorfall denke. Ich spüre heute, daß das Ausstoßen unschuldiger Kinder aus einer Gemeinschaft mit zum Grausamsten gehörte, was den Nazis einfallen konnte, bevor sie im Krieg zum Massenmord an jüdischen Menschen übergingen. Ich muß dabei immer an meinen kleinen Enkel denken und wie ich darunter leiden würde, wenn er irgendwo ausgestoßen würde. Und der kleine Cohn ist ja sicher nicht nur beim Betriebsfest der Oberpleiser Postleute weggejagt worden, nehme ich heute an.

Zurück zu 1933. Ich kann mich an kaum etwas erinnern, was mit der Machtergreifung Hitlers zu tun hatte. Wohl aber, daß es danach auch an unserer Schule losging. Alle Schüler sollten ins Jungvolk

gehen, wurde geworben. Dort gäbe es Fahrten, Zeltlager, Geländespiele und alles, was sonst ein Jungenherz erfreut. Ich wollte natürlich auch, durfte aber zunächst noch nicht, weil den Eltern der Monatsbeitrag, 5 oder 10 Pfennig, zuviel war, denn da käme ja auch noch die teure Uniform dazu. Schließlich durfte ich aber doch. Ich war jetzt 11 Jahre alt und erinnere mich noch gut, wie ich das erste Mal dabei war. Es war auf den Steinbruchhalden am Scharfenberg, und wir erbauten unter Leitung von Walter Schaumann eine Hütte aus Zweigen und Ästen. Walter Schaumann war unser Fähnleinführer. Er machte mit uns Geländespiele mit Tarnen und Anschleichen und Fährtsuchen (Fuchsjagden) wie die Indianer bei Karl May und Lederstrumpf. Jungenherz, was willst du mehr! Und dann spielten wir sogar Theaterstücke vor Publikum, mit einem Stück durften wir sogar auf Tournee nach Stieldorf und Ittenbach. Natürlich lernten wir auch Marschieren und Exerzieren, das brauchten wir ja für Aufmärsche und Umzüge, wo unser jungvolkeigenes Tambourkorps unter Leitung vom Büsgens Jupp mit klingendem Spiel vorwegzog. Ich selbst hatte bei Schaumann einen Stein im Brett, durfte Texte für Sprechchöre beisteuern und einen Sanitärerlehrgang besuchen, der nach meiner Erinnerung in einer Schusterstube in Wiese abgehalten wurde. Dass das alles auch vormilitärische Ausbildung war, war uns nicht bewusst und auch egal. Im Gegenteil: die zackigen Militärauftritte nach der Rheinlandbesetzung durch das deutsche Reichsheer imponierten uns schon mächtig. Ich glaube, auch von den Erwachsenen bemerkten damals nur Wenige, daß dass das erste Spiel mit dem Kriegsfeuer war.

So trommelte die Nazipropaganda landauf, landab, und sie hatte es ziemlich leicht, denn allenthalben schien es aufwärts zu gehen. Und dann kam die glanzvolle Olympiade 1936 in Berlin. Musste man da nicht stolz sein!

Gewiss, man hörte, unliebsame Leute kämen in sogenannte Konzentrationslager, KZ geheißen. Das diene zur Umerziehung Verblendeter zu brauchbaren Volksgenossen, sagte uns Lehrer Harges, und dass manche zum eigenen Schutz gegen Volkszorn dorthin kämen, also eine Art Schutzhaft wäre. Ob Harges das selbst geglaubt hat? Es schien uns damals so.

Den tiefsten Eindruck aber machten auf mich die Nazi-Wahlprüche „Gemeinnutz geht vor Eigennutz“ und „Keiner soll hungern und frieren“ in Verbindung mit dem Winterhilfswerk der NSV, dem Sozialwerk der Nazis. Nicht etwa nur, weil unsere Familie zu den Unterstützten gehörte und überhaupt jetzt für Kinderreiche mehr getan wurde, sondern weil ich mein Lebtage lang immer Sehnsucht nach einer gerechteren Welt, nach mehr sozialer Gerechtigkeit hatte. Und das schien jetzt zu kommen, glaubte ich in aller Naivität. Und mit mir glaubten das viele.

Warum schreibe ich das alles auf? Nur um verständlich zu machen, warum so viele, ja alle in diesem gebeutelten Land Hitler auf den Leim gingen, denn unsere Kinder können das nicht verstehen. Wenn ich ehrlich bin, verstehe ich das heute selbst nicht mehr. Wie soll man das dann Kindern und Enkeln begreiflich machen? Wohl nur, indem man sich selbst noch mal zurückversetzt.

Beim Jungvolk brachte ich es damals zum Jungenschaftsführer, da durfte ich eine farbige Schulerschulter von der Achselklappe bis zur Brusttasche des Braunhemdes tragen, und darauf war ich, das Kind aus bitterarmen Hause, mächtig stolz.

Nach der Schulzeit bekam ich zunächst etwas Abstand, weil die Hitlerjugend, also die Organisation für die schulentlassenen bzw. über 14jährigen Jungs, in unserer Gegend noch ziemlich unterentwickelt war. Anfangs gab es mal einen Versuch, wo der Hoitz Hannes das Kommando hatte, ein schneidiges sogar, aber dann ging Hannes zur Kriegsmarine und alles schlief wieder ein. Da die Mitgliedschaft in der Hitlerjugend aber bei der Behörde unabdingbare Pflicht und in Oberpleis eigens ein HJ-Heim gebaut worden war, gehörte ich nach einiger Zeit irgendwie wieder dazu. Hierüber weiß ich aber kaum noch was, es war jedenfalls längst nicht so anziehend wie das ortseigene Jungvolk von Thomasberg. Eines Tages wurde im HJ-Heim ein Neuer als HJ-Führer eingesetzt. Der sollte offenbar die in Oberpleis mal wieder weggesiechte HJ zu neuem Leben erwecken. Der lud mich ein, stellte mich den anderen als 2. Reichssieger im Berufswettkampf vor und schlug mir vor, mit ihm zusammen in Thomasberg wieder eine HJ-Gruppe einzurichten. Jetzt macht mein Gedächtnis aber einen Sprung bis in die ersten Kriegswochen, wo Hans Weiler und andere Freunde mich drängten, doch eine HJ-Fußballmannschaft aufzumachen, denn als solche konnten wir noch problemlos Bezugsscheine für die entsprechende Sportkleidung bekommen. In der Folgezeit traten wir dann an gegen Mannschaften, die sich ebenso „wild“ gebildet hatten. Die Sportplätze waren für uns frei, weil

die Vereinsmitglieder beim Militär waren und weil wir glaubten, dass doch wohl niemand eine offizielle HJ-Mannschaft vom Platze weisen würde. Wir hatten auch nirgends Schwierigkeiten, bis auf einmal, wo wir auf dem Sportplatz in Königswinter gegen eine Mannschaft von Honnef-Selhof spielten, als eine Frauengruppe einfach auf den Platz kam, eine Leine über zwei Tragepfosten spannte und anfang, Faustball zu spielen. Da ich vorher um Erlaubnis nachgefragt hatte, machte ich Krach, doch die Frauen blieben stur, so daß wir abziehen mußten. Nachher mußte ich zerknirscht feststellen, daß ich bei einem völlig Unzuständigen, der noch nicht einmal Mitglied im Königswinterer Verein war, um die Spielerlaubnis nachgesucht hatte.

Es dauerte lange, ehe mir ernsthafte Zweifel an den NS-Parolen kamen. Dass die Nazis sich mit der Kirche anlegten, störte mich weniger als meine Eltern. Bei der Kirche war sicher auch einiges kritisierenswert, sagte eine oppositionelle Stimme in mir, die sich immer meldete, wenn ich im „eigenen Lager“ etwas nicht gerechtfertigt fand. Wohl imponierte mir das mannhafte Auftreten von Kaplan Renk, dessen abendlichen „Männerpredigten“ in der Oberpleiser Kirche immer voller wurden, je öfter ihn die örtlichen Nazis wegen seinen unerschrockenen, fast kabarettistisch ausgefeilten Anspielungen zum Verhör luden. Einmal marschierte er mit dem EK I aus dem ersten Weltkrieg an der Brust durch das Dorf zum Verhör. Ein andermal leitete er seine Predigt ein: „Ich spreche heute ganz langsam, damit die, die mich anzeigen wollen, auch alles richtig mitschreiben können.“

Dass im KZ inzwischen Greuel über Greuel verübt

wurden, habe ich selbst in den ersten Tagen meiner Kriegsgefangenschaft im Mai 1945 noch nicht glauben wollen. Ich kam hinzu, als ein englischer Besatzungssoldat anderen Gefangenen eine englische Zeitung zeigte mit KZ-Bildern und mit einigen deutschen Brocken zu erklären versuchte, was das sei. Da warf ich ein, dass das doch alles Kriegspropaganda sei. „Nix Propaganda“ sagte der Soldat, „ich selbst gesehen.“ Geglaubt habe ich es ihm trotzdem nicht. Vielleicht, so glaubte ich, hat der englische Soldat tatsächlich Ausgemergelte und Verhungerte gesehen, die nichts mehr bekamen, weil die Versorgung in den letzten Kriegswochen insgesamt total zusammengebrochen war, wo also auch die Bevölkerung regulär „nichts mehr zum Fressen“ hatte, wir Soldaten teilweise nicht ausgenommen. Alles andere wollte und konnte ich nicht glauben.

Ich misstraute allerdings schon lange der eigenen, der deutschen Propaganda, ging aber davon aus, dass die der anderen keinen Deut wahrhaftiger sei. Schon lange hatte ich mehr und mehr, fast widerwillig, erkannt, wie vieles von dem, was man uns offiziell auftischte, den eigenen logischen Erkenntnissen widersprach. So galt ich bei meinem letzten Marinekommando und hernach beim Infantrieeeinsatz auch schon längst als Ketzer, der über die Endsiegparolen der Nazi Propaganda lästerte, aber auch aufregte, weil ich mir immer mehr von der eigenen Propaganda verscheißert vorkam. Ich spottete über sie, meist ironisch, aber auch schon ziemlich verbittert und entdeckte dann, daß ich zutiefst immer noch hoffte, ich würde mich irren. Offen aber folgte ich immer öfter meinem rebellierenden Oppositionsgeist, und so kam es, daß mich eines Tages ein jüngerer Unter-

offizierskamerad aus Thüringen wütend als „reiner Kommunist“ beschimpfte, und mein Bootskommandant mich warnte, nicht so leichtfertig über die NS-Verlautbarungen zu lästern, irgendwann könne er mich nicht mehr decken.

Als Onkel Dei mich bei meinem letzten Fronturlaub, dem illegalen, fragte: „Willi, glaubst Du denen noch was? Der Krieg ist doch verloren!“, da antwortete ich: „Mein Verstand sagt mir, daß du recht hast, aber ich hoffe doch noch ein wenig, daß das mit den angesagten Wunderwaffen nicht ganz gelogen ist, Ich denke mit Schrecken daran, was mit uns wird, wenn wir den Krieg verlieren“. Onkel Dei meinte: „Die schlagen uns auch nicht alle tot.“

Stutzig geworden war ich erstmals schon kurz nach Kriegsausbruch, der im Gegensatz zu 1914 keine Begeisterung im Volke auslöste und der die entsetzt verstummen ließ, die kurz zuvor noch gesagt hatten: „Der Adolf macht das schon, der schafft das alles ohne Krieg.“ Man dachte dabei an die Rheinlandbesetzung durch das Reichsheer, an den Anschluss der „Ostmark“, an die Sudetenkrise usw. Viele glaubten fest, das ginge weiter so. Wegen dem kleinen Danzig, das doch eindeutig deutsch war, würde doch keiner Krieg gegen uns führen. Und als es dann doch soweit war, da überschlugen sich die Siege im Osten, im Norden, im Westen. Das zerstreute dann vorübergehend manche Ängste im Volke.

Ich erinnere mich noch genau an den frühen Morgen des 22. Juni 1941. Ich hatte Radio gehört, ehe ich mit dem Fahrrad nach Königswinter zum Dienst fuhr, und von mir erfuhren es die Kollegen im Postamt, dass ein Krieg mit Rußland angefangen hatte.

Ich sehe heute noch das erschrockene Gesicht von Schettlers Hermann, der bis dato von der Unfehlbarkeit des Führers überzeugt war, wie die meisten, und der jetzt nur hervorbrachte: „Zweifrontenkrieg? Das wollte der Adolf doch nicht, damit haben wir doch den ersten Weltkrieg verloren, und dafür haben wir doch den Pakt mit dem Stalin gemacht. Ob das gut geht?“

So dachten viele, und bei vielen bröckelte erstmals der seit Jahren aufgebaute Glaube an den Führer. Mich erinnerte die Entwicklung allerdings an einen Tag im Schulungslager der Reichspost in Zeesen, das ich als Gausieger im Berufswettkampf besucht hatte. Dort gab es einen Vortrag von irgendeinem Nazi-Propagandabonzen, der unverblümt sagte: „Vielleicht seid ihr erstaunt, daß die Bolschewiken derzeit von uns so geschont werden. Ich kann Euch versichern, das ist politische Taktik. Eines Tages geht der Kampf weiter, bis die vernichtet sind!“ Das war 1939, kurz vor dem Hitler-Stalin-Pakt.

Nach dem Krieg mußte ich, wie alle anderen im öffentlichen Dienst, einen Fragebogen zwecks Entnazifizierung ausfüllen. Bei der Frage, ob ich Mitglied der NSDAP gewesen sei, schrieb ich „Nein“, musste dabei aber einige Gewissensstiche unterdrücken, denn, man mag es glauben oder nicht, ich war nicht ganz sicher. Ich meinte, es habe mal eine Veranstaltung in der Gaststätte Bramkamp in Oberpleis gegeben, wo etwa ein Dutzend gleichaltriger HJ-Jungen, darunter auch ich, zu Parteianwärtern ernannt worden seien. Dann aber hörte ich nichts mehr davon. Kein Wunder, der Krieg brachte vieles durcheinander. Wer heute noch was zu sagen hatte, war morgen schon Soldat, und so zerbröselte insbe-

sondere auf dem Lande die ohnehin dünne Parteior-
ganisation. Eigentlich bin ich ziemlich sicher, daß
ich nicht Parteimitglied war, selbst wenn meine Er-
innerung stimmt, wonach ich beim Bramkamps Ött
zum Anwärter ernannt worden bin. Doch einmal
nach dem Krieg an einer Gaststättentheke tönte der
Kolven Dei, der letzte Ortsgruppenamtsleiter der
Partei auf der Strüch, bei einem Bier; „Manche wol-
len ja nicht in der Partei gewesen sein. Ich weiß es
besser. Aber vor mir braucht keiner Angst zu haben,
ich verrate keinen.“ Einen Augenblick glaubte ich,
der Dei könnte mich gemeint haben.

Wenn die Kriegswirren nicht gekommen wären,
wäre ich als Beamter zweifellos Parteimitglied ge-
worden, noch nicht einmal widerwillig. Insoweit
trifft auch auf mich das Wort von der „Gnade der
späten Geburt“ zu - es sei denn, der erwachsene
Verstand hätte mich zu besseren Erkenntnissen ge-
führt.

Schmerzlich war die Erkenntnis, an etwas geglaubt
zu haben, was es in Wahrheit nicht gab und nicht
wert war, dafür einzutreten oder gar seinen ganzen
jugendlichen Idealismus dranzuhängen, nämlich
geglaubt zu haben an einen nationalen Sozialismus.

Der war, so war es den meisten schon gedämmert,
und so brach es jetzt orkanartig auf alle herein, in
Wahrheit die propagandistische Nebelwand für eine
chauvinistische Verbrecherbande.

Inzwischen, wir schreiben das Jahr 1990, also 45
Jahr später, ist ein weiterer „Sozialismus“ zuschan-
den, ebenfalls verkommen im Machtrausch von
Funktionären, nämlich der sogenannte reale Sozia-
lismus kommunistischer Prägung in der DDR. Und
nun glaube ich, daß echter Sozialismus -also ohne
Diktatur!- in dieser Menschheit wohl nicht geht. Ist
also ist die Suche nach mehr sozialer Gerechtigkeit
in dieser Welt nur eine irrealer Utopie? Es wäre
schade. Es muß doch mehr geben als nur die Ver-
tröstung auf die Ewige Seligkeit im Jenseits! Und
mit dieser Utopie will ich meine Erinnerungen an
Kindheit und Jugend abschließen. Wie sagte doch
Jean Paul:

Die Erinnerung ist das einzige Paradies, aus dem
man nicht vertrieben werden kann.

Aufatmen nach dem Krieg:



Kommunionkinder mit Lehrer Symnofsky



Abriss des Kriegerdenkmals. weil jetzt eine Gefallenenedenktafel bei der Kirche errichtet war.